

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1938

20 (15.5.1938)

Der Führer

AM SONNTAG

Sonntag, 15. Mai 1938

Folge 20 / Jahrgang 1938

BURGEN der JUGEND

Die deutschen Jugendherbergen als Weg zu Volk und Heimat

Von Hauptbannführer Ernst Baur

Wohl kaum in einer früheren Zeit wurde die Jugend eines Volkes so sehr in das politische Geschehen hineingestellt, wie heute die Jugend Adolf Hitlers. Nur wenige Generationen haben das Glück, Zeugen solch großer geschichtlicher Geschehnisse zu sein, wie wir es heute erleben dürfen. Seit jenen Tagen, da Adolf Hitler die Geschichte des deutschen Volkes in seine Hände nahm, wurde auf allen Lebensgebieten Gewaltiges geleistet. Die überragende Idee des Nationalsozialismus fügt harmonisch diese Taten zusammen zu einem mächtigen Aufbauwerk. Mit wuchtigen Schlägen und mit einer beispiellosen Energie wird ein neues Reich gezimmert. Groß-Deutschland, der Wunschtraum vieler Generationen ist durch die kraftvolle Tat des Führers und das einmütige Bekenntnis des deutschen Volkes Wirklichkeit geworden.

Jugend, wie siehst du Deutschland?

Noch vor wenigen Jahren lag Deutschland unfrei und zerrissen am Boden. Die deutschen Menschen hingen internationalen weisensfremden Wahnideen an, Werkhöfe und Fabriken lagen still, Arbeitslose standen tatenlos umher, Straßen waren voll von demonstrierenden Kolonnen. Heute sehen wir ein junges, kraftvolles, wertvolles Volk, einig und zu einem Machtfaktor geworden durch die allumfassende Weltanschauung des Nationalsozialismus. Dieses Deutschland soll die Jugend sehen und erleben und aus dem Erleben soll die gläubige Erkenntnis wachsen, daß nichts in der Welt größer und schöner sein kann, als die Liebe zu Volk und Reich. Hier steht die große Erziehungsarbeit ein, die das Deutsche Jugendherbergswerk der Jugend zu vermitteln hat.

Im Wandern liegt eine große Aufgabe

Die Blut- und bodenverbundene Wesensart ist die Voraussetzung für die Kraft und Größe unseres Volkes. Dieses Volk kann nur bestehen, wenn seine Jugend bereit und fähig ist, das Erbe der Ahnen weiter

zu entwickeln. Hierzu brauchen wir charakterfeste junge Menschen, die jeder zwangsläufigen Auseinandersetzung gewachsen sind. Das Wandern, die Fahrt der Hitler-Jugend, erschließt uns alle Erziehungsmöglichkeiten, denn erst hier offenbart sich der innerste Kern und damit der wirkliche Wert eines Jungen oder Mädels. Wenn wir draußen unserer Jugend zeigen können, wie Tier und Pflanze um ihr Dasein ringen, dann wird ihr auch wieder klar werden, daß nur steter Kampf Sinn unseres Daseins ist. Wir wollen unseren Jungen und Mädchen den Weg weisen, ihre Heimat zu erwandern und zu erleben. Das Wissen um Land und Leute allein bedeutet nichts. Der Drang und die stille Sehnsucht, die in jedem Deutschen schlummert, das vielgestaltige Großdeutschland mit seinen Bergen und Seen, Strömen und Meeren, mit seinen Stätten heroischer Geschichte und reicher Kultur und mit seinen Menschen kennen zu lernen und zu erleben, findet seinen schönsten Ausdruck im Wandern. Die Fahrten der Jugend ins deutsche Land sind Wanderungen zum Herzen des deutschen Volkes und an den Grenzen fühlt man seinen Pulsschlag am stärksten. Nur diejenigen, welche Deutschland so erleben, werden auch bereit sein, sich bedingungslos für die Größe dieses Reiches einzusetzen und werden diesem Reich jederzeit — in stolzen und in schlechten Tagen — die Treue halten. Wie notwendig aber gerade die Verbreitung dieser Gedanken und eine sichtbare Verwirklichung dieses Willens ist, erkennen wir erst, wenn wir feststellen, daß nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Jugendlichen über die Zehn-Kilometer-Grenze ihrer Vaterstadt oder ihres Heimatdorfes hinausgekommen ist. Vielfach kennt diese Jugend nur die dunklen Hinterhöfe der Großstadt oder die Anmarschwege zur Fabrik. Auch diesen jungen Volksgenossen muß die Möglichkeit geboten werden, ihre Heimat kennen zu lernen.

Hier muß das Deutsche Jugendherbergswerk einsehen, ein Werk das in der Art seines Aufbaues und seines Wirkens von einer umfassenden sozialistischen Tat Zeugnis ablegt. Deutschland ist größer geworden, der Fahrtenbetrieb der Hitlerjugend hat in früher niemals geahntem Maße zugenommen. Die Brüder und Schwestern aus den heimgekehrten Gauen an der Donau und in den deutschen Alpen wollen ihr größer gewordenen Vaterland mit all seinen Stämmen und Landschaften erleben. Doch leider reichen die vorhandenen Jugendherbergen bei weitem nicht mehr aus, den Andrang der jungen Nation aufzunehmen. Deswegen heißt die Parole: „Schafft uns Jugendherbergen.“



Auf der Burg Staldeck in Bacherach

Aufnahme: Hoffmann

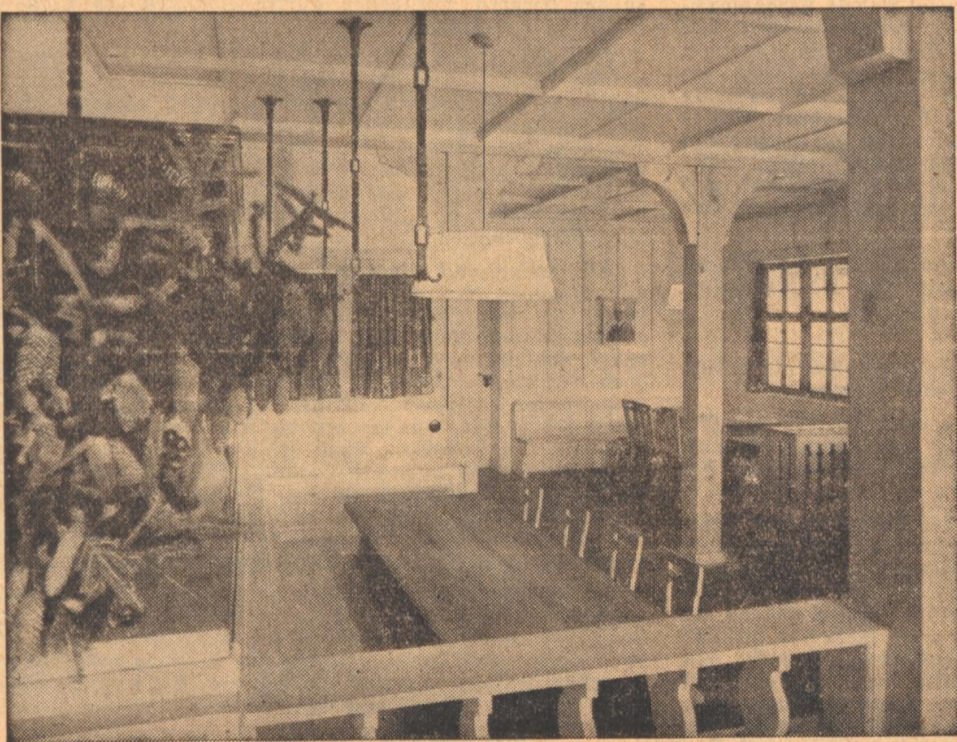
nicht dichten und großzügig ausgebauten Jugendherbergswegen werden wir soweit kommen, daß nicht jährlich Hunderttausende von Abjagen an Jugendherbergswanderer erteilt werden müssen.

Aus Pfennigen werden Jugendherbergen!

Kein Mensch macht sich Gedanken darüber, daß wir in Deutschland Kasernen bauen, Schulen bauen. Jedem erscheint es als eine Selbstverständlichkeit, daß wir eine starke Wehrmacht haben wollen, Gebäude benötigen, in denen unsere Soldaten untergebracht und ausgebildet werden. Es ist weiterhin selbstverständlich, daß die Jugend — das Volk von morgen — seine Wissensgrundlage sich nur in den Schulen erwerben kann. Die Erziehung unserer Jugend wird aber heute nicht mehr allein bestimmt durch Elternhaus und Schule. Als dritter Erziehungsfaktor ist die Hitler-Jugend hinzugegetreten, welche nach der nationalsozialistischen Weltanschauung ausgerichtet, sich vorwiegend mit der Charakter- und Willensbildung unserer jungen Mannschaft befaßt. Dabei steht sie in der Erziehungsarbeit nicht außerhalb von Schule und Elternhaus, vielmehr sucht sie in enger Zusammenarbeit mit ihnen das gemeinsame Ziel zu erreichen, welches nur „der deutsche Mensch“ sein kann. Die Fahrt ist eine nationalpolitische Notwendigkeit geworden. Die Jugend-

herbergen sind somit aus der Erziehungsarbeit des deutschen Volkes nicht mehr wegzudenken. Während aber für Schulwesen und Wehrmacht der Staat aufkommt, ist die Hitler-Jugend und das Deutsche Jugendherbergswerk auf die freiwillige Mithilfe jedes einzelnen Volksgenossen, sowie auf die Beihilfen von Körperschaften, Gemeinden und Betrieben angewiesen. Das deutsche Volk hat sich noch nie dem Rufe: „Helft Jugendherbergen bauen!“ verschlossen, wenn das Deutsche Jugendherbergswerk zweimal im Jahre die Leistungen seines für die Jugend so wichtigen Arbeitsgebiets der Öffentlichkeit bekannt gab. Im Frühjahr geben wir Kunde von unserem Willen, von unseren Zielen und ziehen mit der Sammelbüchse von Haus zu Haus, von Straße zu Straße, um die vielen einzelnen Großen zu sammeln, und im Herbst zeigen wir dem deutschen Volke und den deutschen Eltern, wie aus den vielen Opferpfennigen von frohem Leben erfüllte Heim- und Erziehungsstätten geworden sind. Zwischen diesen Tagen liegen zwei große Arbeitsperioden. Sie sind gekennzeichnet durch das gewaltige Erleben der Fahrt von Hunderttausenden von Jungen und Mädchen und durch die ernste Erziehungsarbeit in Lager, wie auch durch die fröhliche und gesunde Erholung in den Freizeiten.

So erfüllt ein Werk der Jugend seine Aufgabe im nationalsozialistischen Staate.



Jugendherberge Titisee im Schwarzwald

Photo-Stober, Offenburg

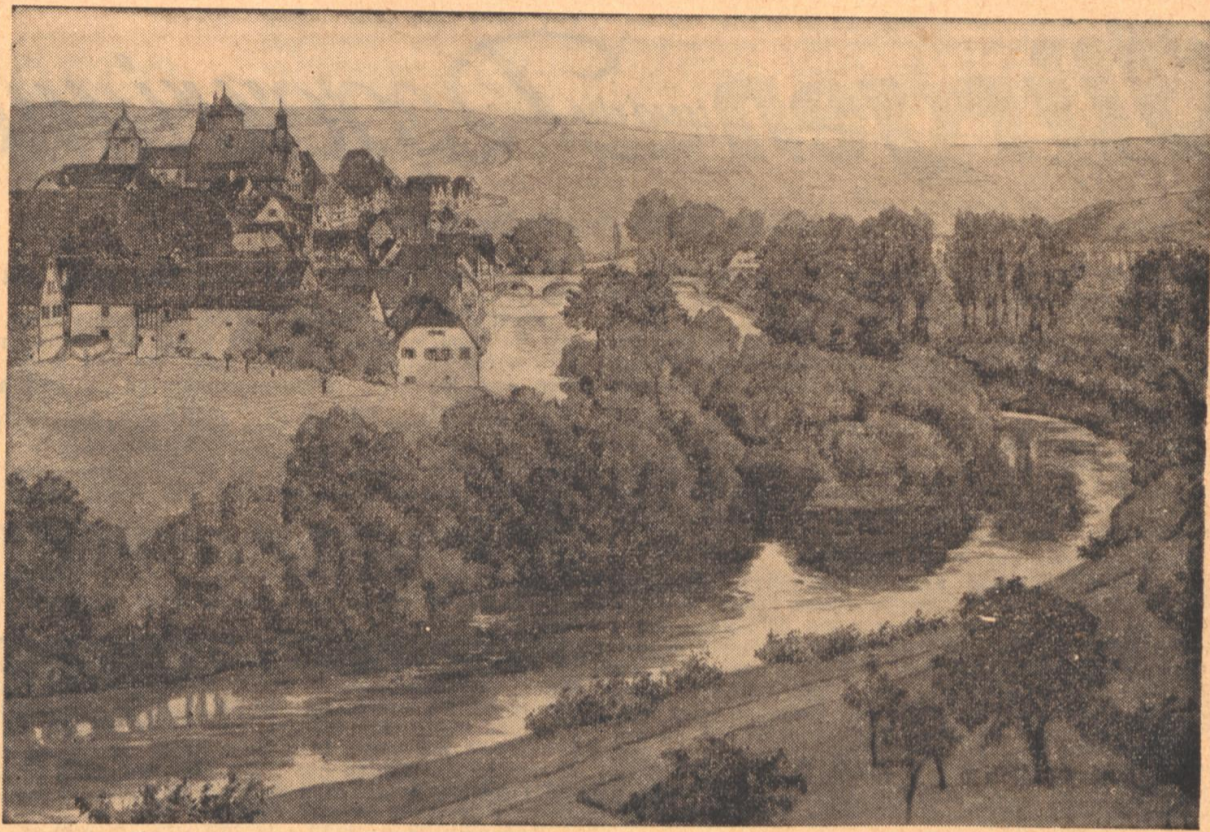
120 JAHRE BADISCHE MALEREI

Eine Betrachtung von Fris Wilkendorf

Wie wir schon berichteten, hat der Badische Kunstverein anlässlich seines 120jährigen Bestehens in seinen Ausstellungsräumen eine große Ausstellung badischer Malerei zusammengetragen, eine Schau, die größte Beachtung verdient. Da nun zu dieser Schau leider kein Katalog hergestellt werden konnte, wollen wir für unsere Leser diesen notwendigen Führer durch die umfassende Ausstellung durch den nachstehenden Beitrag übernehmen.

Es war ein kühnes Unternehmen des Badischen Kunstvereins Karlsruhe, zur Wiederkehr seines 120. Gründungstages, in einer Jubelchau einmal selten zugäng-

prächtiger „Männerkopf“ der Vertreterin der Romantik, Marie Ellenrieder (1791—1868), läßt feststellen, daß sie als Porträtistin ebenso ausgezeichnetes geleistet hat. Die gegenständliche Vereinfachung der romantischen Landschaft wird in der weiträumigen Schilderung Palermo von Karl Rottmann-Heidelberg spürbar. Geschlossen, wie aus einer altdeutschen Werkstatt stammend, erscheinen die Bildnisse der Romantikerfamilie Schmitt. Für Haupt, der Vater Georg Philipp Schmitt (1808—1875) ergießt sich in seinem „Selbstbildnis“ vor der Staffelei ganz im mittelalterlichen Ideentreis, auch das große Porträt „Dr. Simon Vol. Schmitt“ zeigt religiöse Haltung. Der älteste Sohn Guido, geb. 1834, schuf das berühmte „Dreimalerbildnis“, eine der köstlichsten Perlen romantischer Malerei; vom jungen Nathanael, geb. 1847, wird das mädchenhafte Selbstbildnis gezeigt. Leider war kein Werk des großen Realisten Wendelin Moosbrugger zu erreichen, dafür erfreut der älteste badische Genremaler Friedrich Moosbrugger (1804—1880) mit vier lebensvollen



Rolf Luntz: Besigheim am Neckar

Aufn.: Riegger, Karlsruhe (5).



Prof. Theodor Poeck
Weibliches Studienköpfchen

keine Werke zu vereinen, die 120 Jahre badischer Malerei vertreten und einen Ueberblick der Malerkunst am Oberrhein ergeben. Der Dank hierfür gilt mehr als 30 Leihgebern, die in großzügiger Weise die Bilder aus ihrem Besitz für diese Schau zur Verfügung stellten. Durch ihr Entgegenkommen umfaßt die ausschlußreiche Ausstellung insgesamt 180 Delbilder, Aquarelle, Zeichnungen und Radierungen von 66 Malern und Graphikern sowie 2 Plakaten von einem Bildhauer. In den auch museentechnisch neu hergerichteten Räumen des Vereinshauses kommen die teils äußerst wertvollen Werke, soweit es die Farblänge zuließe, chronologisch geordnet, zur vollen Geltung.

Durch die Anziehung der Landeshauptstadt wurde das Kunstschaffen seit 1800 in dem allmählich zur Einheit verschmolzenen Kulturraum zwischen Main und Bodensee erheblich gefördert. Die Maler arbeiteten nicht mehr nur für die feudale Oberschicht, sondern auch für die Bedürfnisse breiter Volksschichten. Neben dem im Vordergrund dieser Schau stehenden Bildnis wurden bereits Landschaften und Genreszenen in Auftrag gegeben, und bald wurde die bürgerliche Grundtendenz der Malerei zum eigentlichen Wahrzeichen der süddeutschen Kultur des 19. Jahrhunderts. So zeigt diese Sonderchau die Kunst unserer Wesensart, in der das Erbgut der Altvordern von 1800—1920 sichtbar ist.

Romantiker und Realisten

Eine Tierstudie des Hofmalers Karl Kuntz (1770 bis 1830) bildet, klar in der Anschauung und ausgeglichen im Kolorit, den Auftakt; J. A. Muxel ist als unbekannter Kleinmeister der älteste Vertreter des Porträts. Ein



Prof. Hermann Baisch: „Tränke“

Kleinbildnissen, worunter der „General von Biedenfeld“ besondere malerische Güte besitzt. Eine „Münchener Künstlerreise“ des 1810 geborenen Joseph Moosbrugger bietet eine stimmungsvolle Innenraumschilderung. Charakteristisch trefflicher ist das Bildnis des „Herrn von Wertholz“, gemalt von C. L. Wagner; ebenso ist das renaissancehafte Porträt des langjährigen Kunstvereinspräsidenten Kachel, von der Hand seines Sohnes Ludwig beachtenswert. Köstlich bleibt das kleine Delbildchen des Spätromantikers M. v. Schwind „Adria Winter“, das als Holzschnitt bekannt wurde, von ihm ist auch eine reizvolle Entwurfsstudie, die „Königin der Nacht“ zu sehen. Die einst an der Karlsruher Akademie zu Lehrzwecken verwendeten Landschaftsstudien Jos. Wilh. Schirmer (1807—1868) haben von ihrer Naturfrische nichts eingebüßt. Wilhelm Klose, der Freund Schellens, empfing von der Kunst Rottmanns seine maßgebenden Eindrücke; er wirkte in seinen raffinierten Landschaften die große Form, unter Weglassung aller förenden Einzelheiten hervorzuheben. Edmund Kanoldt, der Prellerhändler, erscheint in diesem Raum schon als ein später Klassiker, er wirkt aber mit seiner farbigen Farbgebung und frischen Vortragweise in der „Gewitterstimmung“ recht neuzeitlich.

Naturalisten und Idealisten

Im großen Überblick sind vor allem die ehemaligen Meisterlehren von Schirmer bis Thoma verammelt, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und bis zum Kriegsausbruch, den Ruf der Karlsruher Akademie begründet haben. Neben der feintonigen Alpenzene „Segnung der Auren“ von Wilh. Kießbach, ist der für Baden ausschlaggebende Landschaftler Gustav Schönleber (1851—1916), der die volle Schönheit der Wirklichkeit zu geben verstand, mit einem großen Ausstellungsstück „Landschaft am Meer“ aus dem Jahre 1879, würdig vertreten. Das klar vereinfachte Kolorit dieses großen Künstlers tritt uns in seinem Spätwerk, dem „Nachwächter von Leipheim“ von 1913 gegenüber. Die Tiermalerei nahm bekanntlich mit der farbkräftigen Tierlebenschilderung Hermann Baischs (1846—1894) einen neuen Aufschwung, er liebte Holland und dessen tierreiche Landschaft und kann in seiner „Tränke“ bereits als ein Vorkämpfer der deutschen Freilichtmalerei bezeichnet werden. Heinrich Jügel setzte seinen Weg fort, aber er verließ schon nach einjährigem Aufenthalt Karlsruhe, und an dessen Stelle trat Victor Weisshaupt (1843—1905). Seine

„Weidenden Kühe“ bekunden, wie er Landschaft und Tier in klammerndem Blicke zu untrennbarer Einheit verbunden hat. Fris Böhle (1873—1916), weckt heute unsere Achtung wieder durch seine wuchtige, herbe und monumentale Haltung in dem wandbildmäßigen „St. Mar-

morgen, ein Mitgründer des Karlsruher Künstlerbundes, schilderte „Holländische Fischer“ bereits im Freilicht. Von dem Realisten Theodor Poeck (1839—1920) befinden sich acht lebenswahre Kleinbildnisse in 3. Raum, mit holbeinischer Sachlichkeit übertrifft dieser Abner durch seine strenge zeichnerische und malerische Zusammenfassung. Der Durlacher Karl Beyffer (1833—1904) liebte es, mit der Architektur landschaftliche Elemente zu verbinden und belebte seine intime Malerei mit gegenständlicher Lichtführung. Die bewegten Gesellschaftsszenen K. Hoff's künden die feste Pinselführung des gewandten Vorstehenden vom alten Düsseldorf, „Malkasten“. Ein ganz anderer war der in Gutach anfänglich gewesene W. Hofmann, von ihm sind zwei vollkommene Trachtenbilder, als beste Heimatkunst lobenswert. Die großen Schüler Schönlebers sind meist stark einseitig geliebt, da bildet der „Sommerstag“ des 1916 gefallenen Franz Koch, eine Landschaft von persönlicher Prägung. Eine durchaus originelle Künstlererscheinung war Gustav Kampmann (1859—1917), der mit größter Vereinfachung und erwoogener Verdichtung äußerst stimmungsvolle Bilder und Drucke schuf. H. v. Volkmann (1860—1927) wurde zum romantischen Schilderer des deutschen Waldes, er liebte den Odenwald und die Eifel; schwäbische Lieblichkeit strahlt wiederum aus den Werken des eigentlichen Wieners A. Luntz. Eigenwillige Landschaftler waren auch K. Biese und M. Roman, und an den jüngst verstorbenen P. v. Ravenstein erinnern die Landschaftsstudien seiner Italienfahrt. Noch sei als Uebergang an Wilh. Volz d. A. gedacht, der ein vorzügliches Bildnis der „Mutter Battelner“ geschaffen hat, und damit kommen wir in den letzten Saal zur repräsentativen Porträtmalerei des beginnenden 20. Jahrhunderts. Der „Kantate“ Caspar Mitters entspricht der damaligen Wandlung zur breiten Malweise, ohne etwas von der Sorgfalt der Zeichnung aufzugeben. Otto Propsteter hatte dagegen im Verkehr mit Lenbach manche Anregung empfangen und mit Kellers technischem Können zu einer realistischen Auffassung verbunden. Den Abschluß der bedeutamen Jubelchau bilden wenige Zeichnungen und Radierungen von H. Braun, A. Feuerbach und Schmid-Reutte, sowie eine Sepiastudie des ehemaligen Galeriedirektors K. K. Peltina. Hermann Körn, der allzufrüh verstorbene Bildhauer, schneidet mit zwei Plakaten in Holz und Bronze ehrenvoll ab.

Nach all dem Geäußerten ist festzustellen, daß die besten Künstler der vergangenen 12 Jahrzehnte immer teilgenommen haben an den Bestrebungen ihrer Zeit. Welch ein Schatz an Gütern der Schönheit wird sich zur fechtlichen Vereinerung noch in fernen Tagen bei unserem Volke Geltung erhalten! So betrachtet ist diese Geburtstagschau des Badischen Kunstvereins aber auch ein verpflichtendes Vermächtnis zur Treue gegenüber der Kunst und den Künstlern unserer Zeit.

ein, anschließend sei der ehemalige Mannheimer Galeriedirektor Wilh. Frey mit einer habilen Tierstudie noch erwähnt. Im Weiteren gelangen wir vor zwei Bildern des Malers Wilhelm Trübner (1851—1918), der für Baden malerisch unerschöpflichen Erfindung des 19. Jahrhunderts. Ein „Schimmel“ und die häßliche Komposition „Golgatha“, die noch in München gemalt wurde, genügen leider nicht, um das Malerengenie Trübners vollständig schätzen zu können. Außer ihm gehörte auch Albert Lang zum Kreis der, sein Bildnis eines Bürgermeisters“ bietet erklärende Malerei, die von Trübners Technik und Anschauung beeinflusst ist. Wohl der Farblänge wegen hängt vermittelnd ein Porträt M. v. Schwinds „Friederike Sachs“, die Schwiegermutter des Künstlers, zwischen Trübners und Thomas Werken. Von dem Alemannen Hans Thoma (1839—1924) sind vier großformatige Prachtstücke zu sehen, zunächst das Bildnis der vierundzwanzigjährigen Schwester Agathe von 1872, dann das Familienbild „Ruhe auf der Flucht“ (1881). Der Fabulierer Thoma kommt mit einem „Flötenspieler“ von 1901 zur Geltung, und der große Landschaftler erhebt sich in dem friebvollen, blauen „Sommerstag“ über jegliche Lebensnot. In solchen Werken hat die badische Malkunst des vergangenen Jahrhunderts ihre Erfüllung gefunden; da ihr Schöpfer, wie Hebel der Dichter, die Kraft aus der Erde und den Menschen seines Stammes gezogen hat. An die früh verstorbene Lebensgefährtin des deutschen Meisters, an Cella Thoma mahnt ein kleines, inniges Blumenstück, mit solchen Proben ihrer Kunst hat sie den wirtschaftlich kämpfenden manchemal über Wasser gehalten.

Die neuere Zeit

Tiefgründig auf die Entwicklung der Technik war auch der Einfluß Hans Canons, der Ferdinand Kellers Lehrer gewesen, sein „Damenbildnis“ beweist überlegenes malerisches Können. Neben einer Lugo-Landschaftsstudie hängt jene „Nanna“, die Keller gemeinsam mit Feuerbach in Rom gemalt haben soll, eine klassische Bildnisstudie. Von dem „badischen Maler“ (1842—1922) läßt eine typische Naturalkomposition „Sero und Leander“ erkennen, wie weit sich Keller an Böcklin anlehnt hat. Der weniger produktive Altzeichner, aber hervorragende Lehrer Schmid-Reutte bezeugt in einer „Mingergruppe“ letzte Vereinfachung der Form und großzügige Linienführung. Eines der feintonigsten Damenporträts hat Karl Hoff d. A. (1838—1890) hinterlassen, und Fr. Kall-



Prof. Wilhelm Hasemann: Edle Reiser



Prof. Hans Thoma: Flötenspieler

Jürgen und die Regenrinne

Von Mario Heil de Brentani

Juwelen schleicht sich die Schuld wohl geschmeichelt an dich heran, nach dir es dich verflucht am Genick und will es dir gar umdrehen. Ein ander Mal aber, wenn sie gerade auf gelautet ist, tritt sie auch ehrlich wie der Ritter Unnersagt vor ihr Opfer und fordert es heraus. Da aber wird oft der Verzagteste ein Held und ringt sie mutig nieder.

Jürgen Langhans, der Obertertianer, gehörte nicht zu den Feindlichstern. Mit ihm war es etwas abzutun hatte, der mußte ihm Rede und Antwort stehen. Diesen Jürgen Langhans kannte auch die Verführung, und darum wählte sie den anderen Weg, als sie zu ihm kam, den schleichen-den, unmerklich stöhnenden.

Die Verführung aber hieß Almetall. Ja, alte Kupferstücke und Messinghähne, Bleirohre und Zinkmatten konnte man in dieser tollen Zeit der fürzenden Werte, des Tanzes um den goldenen Dollar und der Notgeldscheine, in jener heute halbwegs vergessenen verrückten Zeit, die man Inflation nannte, gegen unheimliche Zehntausender an den Mann bringen. Löwy und Lion, Almetall und Sagenfelle, schrieben jeden Tag mit Kreide unfassbare Zahlen, lange Nullenreihen auf die Preisblätter vor ihren schmütigen Kellern in der Altstadt. Daraus hand das Kupfer, dann Messing und Rotguth, dann Blei und schließlich Zink und Eisen. Und Jürgen hatte die Taschen jetzt immer voll schöner neuer und doch so wertvoller hunder Scheine! Dreimal hatte er zu Hause in der Kumpelfammer das Unterlie zu oberst gefehert, dreimal war er mit seinen Kunden, allerlei abetanen Dingen aus Metall, davoncazoaco, und Löwy und Lion stellten geschäftig die Dezimalwaage, warfen die verborgenen Messinglampen und die ausgedienten Weißbleidaten in glühende Säcke und drückten ihm ganze Säcke wunderhübscher bedruckter Scheine in die Hand.

Der Zauber der grenzenlosen Geldwertvermehrung hatte die Kinderzinnen gemacht. In der Obertertia war eine regelrechte kleine Börse für Almetallen gegründet worden. Jürgen Langhans, er führte genau Buch über die Händler in der Altstadt und ihre neuen Preise und gab gegen gute Worte Ratsschläge ab. Einzelne auch brachten ihm oder den anderen Kundigen des Metallhandels in der Obertertia ihre Kumpelfammerfunde in die Schule mit. Das waren die Feinen und Schichtern, die sich nicht in die finsternen Kellerräden der Löwy und Lions und Straßenscheintrauen. Dann stellte Jürgen Auftragsarbeiten aus, schrieb sich nach der Vereinbarung den rechten Teil des Erlöses zugute und wandte sich schon geschäftig den Mühen des nächsten zu.

Der Handel gedieh zum Besten! „Hör, Jürgen“, sprach ihn eines Tages der runde Hellwig, ein Träger, gleichwohl verschlagener Kamerad seiner Klasse an. „Hast du dir einmal die Trintbecher hier in der Penne genau angesehen?“

Jürgen nickte gleichgültig: „Ja, die kenne ich, was ist damit?“

„Da schließt sich der Hellwig näher an ihn heran. Wie er so dahsteht, die fuchstrolchen Haare von der schiefen Schirmmütze halbverdeckt, die höfliche Hand am Mund und vornehmlich und misstrauisch um sich blickend, gleich er dem menschengewordenen schlechten Gewissen.“

„Jürgen“, flüstert das schlechte Gewissen hastig, „unten auf den Trintbechern steht: Mein Nidel!“

Dem Jürgen fährt es heiß zu Kopfe. Das ist die Verführung, denkt er, die Verführung, von der Mutter manchmal erzählt. Er hat das bis jetzt stets als sehr langweilig empfunden. Aber jetzt steht plötzlich Mutter vor ihm, ganz groß und eindringlich. Da löst er den Notzettel mit der Schulter hart zur Seite: „Unfinn!“, ruft er, „ist ja nur Eisenblech.“

„Mein Nidel!“ flüstert der andere gereizt dagegen und hat alle Vorhände vergessen, dann hebt er verächtlich die Schulter, rückt die Mütze noch schiefier und trollt sich davon.

Es ist doch sehr schade, so denkt Jürgen, daß die Mutter für ihn nicht mehr als dreißig Milliarden Mark Taschengeld in der Woche entbehren kann. Der Dollar steht genau auf 420 Milliarden Mark; mit jedem Tage werden die Zahlen bald um eine Null länger. Bald muß Jürgen wohl einen kleinen Koffer mitnehmen, wenn er wieder alte Schulhefte oder die letzten Zinnsoldaten oder roten Kupferblätter zum Almetallladen bringt. Aber dann haben Löwy und Lion ja auch schon neue wunderhübsche Scheine mit noch mehr Nullen darauf. Für einen solchen

neuen Schein bekommt man dann zwei Hände voll von den alten.

Ganz oben auf der Tafel, gleich unter dem Binn, steht der Preis, den Löwy und Lion heute für Nidel zahlen. Es ist eine erschreckend hohe Zahl. Jürgen guckt rasch weg, aber auf dem Heimweg ertrappelt er sich doch dabei, wie er auf den Pfennig, will sagen auf die Milliarde genau ausrechnet: für ein Kilo Nidel kann man die herrliche Zuspätsie mit den schönen bestickten roten und grünen Bändern kaufen, die er an jedem Morgen auf dem Schulweg vor dem Schanzenfer des Musikkolons bewundert.

Am nächsten Morgen sind in der Schule die Nidelbecher von den Wasserhähnen verschwunden. Es hat eigentlich niemand recht bemerkt. Die Jungen trinken gewöhnlich aus der heißen Hand, das geht ihnen rascher.

Nur Jürgen ist es sogleich aufgefallen, aber er sträubt sich doch, den Hellwig zu verdächtigen, gewiß will man die Becher so ihres guten Wertes einsammelnen. Jetzt wird es andere Becher geben, die nicht schlechter sind als diese.

Schon einer den Hellwig an denkt Jürgen in der Pause, der hat heute, mitten im Jahr, eine neue Mütze in der gelben Farbe der Obertertia auf. Und er denkt weiter: Die alte war auch schon arg abgenutzt, der Hellwig trägt sie schon im zweiten Jahre!

Und plötzlich durchfährt es ihn eisig: Der Notzettel hat die Becher gestohlen! Pst! Teufel, er wird es ihm nachher auf den Kopf zulegen. Angeben will er ihn nicht, das ist unanständig, aber einmal, vielleicht schon gleich nach der Schule heute nachmittag, verhaften und garnichts da-zulassen, sondern ihn nur bedeutungsvoll ansehen. Er fühlt sich sehr stolz in seiner Rolle als Räuber der Sitte in der Obertertia.

Er will nun nicht mehr viel wissen vom Handel mit alten Wasserhähnen und Bleisoldaten ohne Köpfe. Hellwig hat dem Handel die Ehre genommen. Aber das schöne selbstverdienete Taschengeld? Und soll er jetzt die mühsam gesammelten Zinnsoldaten und das Stanniolpapier fortwerfen? Nein, er will schon weiterkommen, aber für sich, mit der Klassenkasse will er nichts mehr zu schaffen ha-

ben. Ueberhaupt wird er niemals hoch geriffener Geschäftsmann werden wie Leo-Karl; der spekuliert schon mit richtigen Aktien, kein Vater, der Vorkriegsbesitzer, gibt ihm die Fähr, ein paar Mal aber hat er schon selbst, so praktisch er gern, dem Papa mit gutem Rat ausgeholfen. Dann gab es ein doppeltes Taschengeld!

Als Jürgen nach Hause geht, sieht er, daß Handwerker im Schulhof die Dachrinne ausbessern. Sie haben ein altes, schadhafte Teil schon abgenommen und kletterten nun auf Leitern hoch. „Eisenblech...“ denkt Jürgen geringschätzig. — Ob da wohl nicht ein Stückchen übrig bleiben wird? Für Eisen zahlen Löwy und Lion zwar nur den niedrigsten Preis aller Metalle, doch warum soll es verkommen!

Am Nachmittag kommt Jürgen noch einmal auf den Schulhof zurück. Da steht ein Stück von der alten gebrochenen Regenrinne, einen halben Meter lang.

„Hundert Milliarden für Zinkblech!“ ruft eine fette Stimme; ein junges Mädchen schreibt es auf und drückt Jürgen einen druckfrischen Geldschein in die Hand. Und Jürgen erstarrt freudig: Das ist ja bald der vierte Teil von einem Dollar! Wie im Traume geht er aus dem Laden und nennt vor Freude ein Stück die Straße herunter. Dann wird sein Gang langsamer, immer langsamer, die Beine mögen nicht mehr recht, und als er endlich dabei angelangt ist, möchte er am liebsten das Geld gleich wieder zu Löwy und Lion zurücktragen und die Röhre wieder auf den Schulhof hinstellen. Zink ist ja kein Eisen, Zink ist teuer heute! Es steht auf der Preistafel gleich unter Blei. Und den Hellwig mag er schon garnicht mehr schlagen, ob Nidel, ob Zink, gestohlen ist gestohlen — ein Dieb ist den anderen wert, er Jürgen Langhans ist ein Dieb!

Am nächsten Morgen arbeiten die Handwerker wieder an der Regenrinne. Sie sind also wiedergekommen, denkt Jürgen, gewiß haben sie jetzt die Röhre vernimmt. Vielleicht schilt sie nun der Meister dafür aus, daß sie sich haben bestohlen lassen, bestohlen von ihm, von Jürgen Langhans.

Hundert Milliarden! Hundert Milliarden! eine stierende Junghand füllt den herrlichen Schein in der Tasche in stiller Angst zusammen.

Zu Hause schließt sich Jürgen ein, legt den Schein auf den Tisch und harzt ihn in Haß und Bewunderung an. Wenn er ihn jetzt in das Musikgeschäft trägt und ihn sich auf den Dollarkurs anrechnen läßt, wenn er dann jede Woche immer mit dem Taschengeld darauffährt, so kann er sich bald die Zuspätsie holen. Doch nun muß er plötzlich wieder an Hellwigs neue Mütze denken, und er wirft den Schein hin und tritt mit den Füßen darauf herum. Endlich aber steckt er ihn wieder in die Hosentasche und



Zeichnung: Thiesbürger

Zum Muttertag

Vernimm heut, Mutter, den inneren Klang aus Dem Kehlen der Kinder, die alle zusammen Im gleichen Gedanken den lenzlichen Morgen Beginnen, um Dir, liebe Mutter, zu huldigen, Um Dich, vertrautestes aller Wesen, Zu ehren und Dir mit Blumen und Liedern Den Tag zu verschönen.

Gewohnt, im bescheidenen Bereiche des eignen Lichtes zu stehen, mit dem Du die Deinigen Ergötzt, verspürst seltener Du und im Mitleiden nur mit anderen — vielleicht auch in Zeiten der Not — das gemeinsam Erhebende, welches die Jugend Dir darbringt, Indem sie Dich ehrt.

War einst nicht Dein einziges Glück die Hoffnung Auf bessere Tage für jene, die stets Du Behütet und deren Aufstieg Du immer Dich opferst, so noch erleichternd der Jugend Vermöhen und kummerlos Dasein, als gäbe Es nichts als heiter zu tragen und lenken Der anderen Los?

Nun leuchten die dankbaren Augen der Deinen Heut' Dir entgegen, der Güte und Milde Gedenkend, mit welcher Du, Mutter, Sie führtest und labtest, Und jeder Blick ist Ein heilig' Gelöbniß: Mit Ehrfurcht und Liebe Dir zu vergelten, was immer an Liebe Du schenkest und schufst.

Carl Lamm

Aus dem Tagebuch eines alten Soldaten:

Die Hand auf dem Rücken

Franz, Schmieke, der brave Musik-

führer der 8. Kompanie, ist nun schon 4 Monate kurier bei Hauptmann Müller. In seiner Würde ist er heute noch ebenso fest wie an dem Tage, an dem ihn der gestirnte Herr Feldwebel dem Hauptmann als Kurier empfohlen hat. Seine geistigen Fähigkeiten sind nicht gerade hervorragend, aber zuverlässig ist er, im Still wie im Laufe, jeder hat ihn gern, vom Hausbesitzer bis zur alten brummligen Köchin herunter und was man auch von ihm verlangen mag, immer ist er hilfsbereit, auch anständig und überall zu gebrauchen.

Nur augenblicklich hat er eine mörderische Angst vor einer Aufgabe, die ihm die „Anadise Frau“ auferlegt hat. Bei Hauptmanns steht die feierliche Pflichtabengestaltung bevor, die erste in der jungen Ehe, und dazu hat auch noch der Herr General mit Gattin, leutnantliche erste Erbin, nahe, der Hauptmann ist feuerrot vor Wut und Scham, Frau Generalin schaut dem braven Franz, der freundlich lächelnd um Zulagen an nötigen sucht, erst erlauth, dann lachend ins Gesicht, der Herr General aber bricht in ein derart schallendes Gelächter aus, daß schließlich die

ganze Tafelrunde anesackert wird, einschließlich der Gattin. Immer wieder muß alles lachen, namentlich jetzt über das fälschlich verlegene Gesicht des armen Franz, der es doch so auf gemacht zu haben glaubt.

Die fröhliche Stimmung hält an. Frau Generalin trötet die Hausfrau mit Erinnerungen aus der Zeit, da auch sie eine „kleine“ Frau Hauptmann war, der Abend wurde so veranlagt wie es sonst bei derartigen Anlässen nicht zu sein pflegt. Der so geführte Abend ist glänzend gerettet durch den unvergleichlichen, ständigen Franz.

Die Gäste kommen, man setzt sich zu Tisch — Der erste Gang, Fleischbrühe in Tafeln, geht ohne Störung vorüber, schon atmet die Hausfrau auf. Nun kommt der Salat. Auf einen Binst der anständigen Frau nähert sich würdevoll Franz, der Frau Generalin nach Vorwärts hin links, hält ihr die Bratenplatte hin und — leat ihr freundlich und untroulich die mit weißem Zwirnband-schmuck geschmückte rechte Hand auf den abnehmlichen Speckbündel.

Die scharf aufwachende Frau Hauptmann ist einer Dönnmatte nahe, der Hauptmann ist feuerrot vor Wut und Scham, Frau Generalin schaut dem braven Franz, der freundlich lächelnd um Zulagen an nötigen sucht, erst erlauth, dann lachend ins Gesicht, der Herr General aber bricht in ein derart schallendes Gelächter aus, daß schließlich die

Hindenburgs schlechter Aufsat

Der entsetzteste Generalfeldmarschall v. Hindenburg traf eines Tages nach dem Weltkrieg einen ihm bekannten Gymnasialprofessor aus Karlsruhe, wo Hindenburg bekanntlich vor dem Kriege Divisionskommandeur war. Exzellenz begrüßte den alten Professor aus sehr freundlicher, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Na, sehen Sie, Herr Professor, nun ist doch noch ziemlich etwas aus mir geworden, obwohl Sie früher einmal „unangenehm“ unter einem Aufsatz meines Sohnes gefächert haben, den ich gemacht hatte.“

Die Hand auf dem Rücken

Die Hand auf dem Rücken

Die Hand auf dem Rücken

Erlebnis mit KdF.

Drei Menschen auf Urlaub

Von Gustav Faber

Da steht der Urlaubszug lang und dunkel im Anker Bahnhof. Er soll uns ins Erzgebirge bringen. Die Lokomotive schaukt schon ungeduldig.

Ich steige in das Abteil, das mir angewiesen wird. Drinnen sitzt ein älterer Mann, wohl ein Handwerker. Er fühlt sich nicht so recht heimlich in dem engen Abteil. Einen weiten Borsraum mag er gewohnt sein, wo er sonst drehschiff oder Eisen schlägt.

Der Mann, der zuerst im Abteil war, schwingt schon im Bahnhof: „Den Mittel habe ich schon aus. Jetzt kommt bald das Fern drun!“ Aber er läßt sich die Pause nicht verderben blüht durch das offene Fenster auf den Bahnhof und zukt einem Vöhrchen zu, das sich gar nicht trennen will: „Heda, küßt euch nicht so lange!“

„Sie sind wohl neidisch“, wagt ein Pimpf zu sagen, der neben mir sitzt und kurz vor seiner Pimpfaktion aufblüht.

Zu meiner anderen Seite sitzt eine gute Frau mit vielen Zähnen und freundlichem Blick, die von einer zweiten guten Frau, die auf dem Bahnhof steht, manchen merkwürdigen Ratsschlag mit auf die weite Reise nimmt: „Verzäh nicht, gleich in Neudorf zu schreiben, bede dich nachts zu, wechle täglich die Socken... hast du auch die Uhr nicht vergessen?“

„Um Himmels willen, ja!“ erschrickt meine Nachbarin und framt in ihren lieben Socken.

„Dann haben Sie wenigstens Gelegenheit, mit Herren ins Gespräch zu kommen“, meint hochhaft ein Mensch mit Glase, der jedoch draussen steht. Sonst hätte er das nicht gesagt!

Auf dem Bahnsteig erscheint gerade der Reiseleiter. Ein Mannlein wendet sich an ihn mit der Bitte, seine achtköpfige Familie in einem Abteil unterzubringen. Es geht nicht mehr, denn heute steht die Lokomotive an. Sie hat viele Mühe, bei den schweren Wagen. Die achtköpfige Familie findet noch schnell im Vorortortwagen Platz. Dann geht es los. Aus jedem Abteil reden sich fünf Köpfe. Auf manchem Gesicht steht eine Träne. Die Deutschen dranhinten winken, wenn. Ich werde angeleitet und winkt mit, obwohl ich keinen Bekannten Menschen auf dem Bahnsteig habe.

Dann schüttelt uns der Wagen in gleichmäßigem Takt. Wir fahren zwischen rechtlichen Hausmänden hindurch, wir fahren ins weite Land. Wir fahren durch Deutschland!

Der Pimpf — nach seiner Schnur ein Färsensteinführer — hat sein Gesicht wieder ganz vergraben in die weite Zeitung, die sehr lehrreich sein muß. Wisweilen lacht er über eine Karikatur. Das Abteil lacht unbewußt mit. Als der Pimpf ausgelesen hat, richtet er sich auf, frecklich, faltet die Blätter zusammen, blüht die fremden Gesichter an und fragt: „Will jemand lesen?“ Die Zeitung geht die Runde.

Die Leute um mich sind sehr still, wenn sie sich nie und da auch von der Seite betrachten und beschimpfen. Was könnte der sein, was der...? Wie wird sich dieser anstellen im Erzgebirge?

Am meisten bemüht sich der lustige ältere Herr vor mir, das Abteil zu unterhalten. Zuerst verliert er es mit Söphen, „Sechs Socken habe ich mit“, schmeißt er auf, „und achtsen Hemden!“

„Soll ich Ihnen ein Messer reichen, Herr?“ grinst der Pimpf.

„Warum?“

„Damit Sie noch mehr ausschneiden können, Herr!“

Der Mann mit den Socken läßt sich nicht kören, greift zu der Ziehharmonika, die neben ihm liegt und spielt voll Gefühl: „Du kannst nicht tren sein...“

„Dann komm nicht tren sein...“

„Dann komm nicht tren sein...“

„Dann komm nicht tren sein...“

Hae Wibe ein. Die fätschliche Mundart tut uns wohl. Das Leben, die Häuser um uns kommen uns vor wie eine altbekannte, altgeliebte Heimat.

Es dauert nicht lange. Dann fahren wir in klingenden Pferdelschritten hinauf ins Erzgebirge.

Ein hübscher, warmer Raum im Kurhaus Bad Eintracht auf dem Ramm des Gebirges. Viel Lachen, Futtern, Zampions und viel Gemütlichkeit. Der dicke Wirt geht von Tisch zu Tisch und sieht nach, ob sein prächtiges Essen, auf das er stolz ist, auch allen munde.

Ich selbst lübe in einer Ecke, vor mir den dampfenden Braten, im Herzen Schweinen, nur Schweinen. Neben mir sitzt der Pimpf und ist. Mir gegenüber sitzt Tante Ekfriede und ist. Da kommt Dntel Frits auf mich zu, macht mit seiner Ziehharmonika einige mißglaückte Töne und fragt mich: „Kamerad, ist es möglich, daß man einen Menschen zum ersten Male sieht und doch glaubt, man habe ihn schon öfter und immer gesehen?“

Wir bleibt fast der Braten im Hals stecken. Ich blüde auf, lübe den Dntel an: „Ich verübe nicht, Herr... Kamerad Frits!“

„Dori drüben sitzt einer, er laut, er sei aus Weipzig. Ich weiß nicht, die Wolke kommt mir bekannt vor.“ Wieder macht Dntel Frits einige mißglaückte Töne, um seinem Stannun Ausdruck zu geben, und verschwindet wieder.

Ein Tag vergeht, ein schöner Tag mit viel Schnee und keinem Weinbruch. Das will viel heißen bei Weipzenern!

Wir sitzen wieder gemütlich beisammen. Eben kommt der Wirt an untern Tisch. Der Pimpf lobt: „Hör Ekfriede ist prima, prima, Herr Wirt!“

„Das kann jeder sagen!“ entgegnet der und schmunzelt doch. Als wir gerade einen Kimmel bestellen, um im Erzgebirge das Trinken nicht zu verlieren, kommt der Mann aus Weipzig, von dem Dntel Frits erzählte, an untern Tisch und legt dem Dntel die Hand auf die Schulter, daß dieser unwillig umblüht und mit dem Vieb vom Bonelbeerbaum inneblüht.

Die beiden blüden sich fest in die Augen. Wir andern schauen zu ihnen hinüber.

Da stellt sich das Antlitz des Weipzigers auf, er klopf unferem Dntel nochmals auf die Schulter und laut laut: „Kannst du mich noch, alter Knabe?“

Der Dntel ist erst verblübt, daß ihn einer „alter Knabe“ nennt dann blüdet er uns an, dann den Weipziger und schüttelt den Kopf.

Der Weipziger läßt sich dadurch nicht aus seiner Ruhe, oder besser, aus seiner Aufregung bringen, er klopf dem

Zum Inselreich der Philippinen

Von Sepp Popfinger

Die Philippinen sind ein Inselreich, das aus mehr als 700 Eilanden besteht und 1921 von dem Spanier Magalhães entdeckt wurde, der es nach Philipp dem Zweiten benannte, aber von Mexiko aus vermauert wurde. Die eingeborenen Malaien trübten sich zuerst mit der ganzen Jagellust ihrer primitiven Natur gegen die Kolonisation, mühten sich aber schließlich, wie in anderen Ländern unter diesen Umständen auch, den Spaniern gegen und sich hier zum Katholizismus beizugehen.

Jahrhundertlang versuchten die Eingeborenen jedoch in aller Beharrlichkeit, durch offene und verdeckte Anriffe das weiße Joch abzuwerfen. Da brach 1898 der spanisch-amerikanische Krieg aus, und das Inselreich kam unter die Herrschaft Amerikas. Trotzdem erhoffte man weiter die lang ersehnte Freiheit, die den Philippinern auch endlich im Jahre 1935 von U.S.A. gegeben wurde.

Man schätzt die Einwohnerzahl auf zwölf Millionen, darunter ungefähr 12 000 Weiße. Die Inseln waren einmal stark vulkanisch und liegen auch, rein geologisch betrachtet, in der gefährlichsten Gegend; ist doch nirgends das Meer so tief wie östlich der Philippinen.

Auf der wichtigsten der Inseln, Luzon, liegt die Hauptstadt und Hafenstadt Manila. Diese gleicht zuerst einer europäischen oder amerikanischen Großstadt, elegant, schick, schäftig, aber dann, wenn man sich in die Gassen wagt, in die die Philippinen in ihrer bunt-platonischen und ihren zweifelhafte Romane daran, daß man nicht in Amerika ist. Autos, Straßenbahnen und Menschen bilden oft ein so dichtes Gestrüß, daß man nur mit Hilfe eines Kofferfarbenen Polizisten die Straßenkreuzungen zu überqueren wagt. Überall fallen die spanischen Namen der Plätze und Straßen auf Firmenschildern und Inschriften auf, wenn auch sonst das amerikanische Englisch gesprochen wird. Man sollte meinen, daß durch eine sehr vorübergehende Regierungsjahre der Spanier auch ihre Sprache vorherrschen müßte. Die Philippiner sprechen aber neben dem Englisch nur ihre Muttersprache: Tagalog. Diese Sprache ist ein Sonderwortschatz, das sich durch keine Regeln bestimmen läßt, und eigentlich nur am Klang der Stimme wird erkannt, was gemeint ist.

Eine seltsame Entdeckung

Eines Tages schaute ich mir die Insel Corregidor, die in ihrer exotischen Verträumtheit wenig einer Festung ähnelt, etwas näher an. Überall verstreut wuchsen Blütenbüsche mit leuchtenden Magnolien, die immer in Blüte stehen; Stauden mit riesigen Blüten und fleischigen Bananen waren fast zu schwer für die jungen Stämme. An diesen Schlingpflanzen und Bambusgehirnen leuchteten oder garle Manganos und große Papayas, jene köstlichen exotischen Früchte, von denen man ganz leben möchte.

Noch in Betrachtung dieses ungenutzten Pflanzenreiches verlor ich mich in die Gänge ganz unvermittelt an ein Gewirr von Luftwurzeln und Mangoneneinwärts, unter dem ich schließlich ganz verdeckt eine riesige Kanone entdeckte.

Mein Erkennen wuchs, als ich beim Weitergehen noch andere fand, und dann, halb in

die Erde gemauerte Munitionslager, unterirdische Gänge und geheimnisvolle Katakomben lag.

Die Wirkung dieser plötzlichen Entdeckung, der Gedanke an eine Zerstörung dieser schönen Landschaft waren fürchterlich; wurde ich mir doch in diesem Augenblicke bewußt, wo ich mich befand; diese Insel, die eine Bombe die durch die Nähe Japans und seinem Menschenüberfluß, der eines Tages gewaltig nach dem westlichen Teil der Philippinen abgeleitet werden mußte, unvermeidlich plagen würde.

Wenn man den malayischen „Bassa“-Klub überquert hat, fallen die alten, von Kofos-

Palmen und tropischen Pflanzen geschmückten Mauern der spanischen Festung auf, deren prächtige Eingänge noch heute gut erhalten sind. Und wenn man weiterhin die im altpanischen Stil erbaute Kathedrale erblickt, glaubt man nicht, daß man sich im fernen Osten aufhält; man könnte ebenso irgendwo im Süden Spaniens sein. — Erst als ich mich mit Freunden an einer längeren Fahrt über Land entschloß, zeigte sich uns ein ganz anderes Bild.

Die Eingeborenen

Hier wechselten weite Ebenen, in denen Sala gewonnen wird (man läßt Meerwasser

einige Tage auf ihnen stehen, um es dann abzuleiten) mit riesigen Kofoswaldern ab. Dazwischen liegt dann ein auf Pfählen erbautes Eingeborenendorf, das trotz seiner unbeschreiblichen Armut anmutig wirkt.

Vor den Gärten hockten halbnackte Kinder mit dicken Bananenschnitten um ein offenes Feuer, über dem ein Eingeborener ein Schwein am Spieß brät. Überall roch es nach Fischen, die an der Sonne getrocknet wurden und dicke Algenzschwärme anlockten. Als wir weiterzogen, kamen wir durch weite Streden, die mit Tabak und Reis bepflanzt waren. Dimalts begegneten uns plumpe Karren, die von „Carabons“ gezogen wurden, die aber harmlos und ungeschicklich sind. — Dann ging es weiter, an riesigen Zuckerpflanzungen vorbei, wo man uns in einer Mühle den raffinierten Prozess der Zerkleinerung des Zuckers zeigte. Als wir dann durch ein Eingeborenendorf kamen, konnte unser Wagen plötzlich nicht mehr weiter. Eine Gruppe Tagalen hatte sich um zwei Säbenerbiger geschart, die einen Säbenerkampfbereiten und sich zu diesem Schauspiel ausgerechnet die Sandstrasse ausgefuchst hatten.

Die Tracht der Philippinos ist ebenso lieblich und bunt, wie die Landschaft farbenprächtig.

Die Frauen tragen durchsichtige Blusen mit riesigen Puffärmeln; die Röcke sind gerafft, damit die reichgegliederten Unterleider zur Geltung kommen. Auch die Männer tragen farbenfrohe Kleider; ihre Hemden, die Hochhüte, die über die weißen Schultern hängen, sind mit Blumenmühen durchzogen; ihre Hüte hängen in bunten Strohpantoffeln. Man bewundert den lässigen Gang dieser Menschen, das anmutige Schreiten ihrer Frauen.

Der Kinderreichtum ist groß; man kann ihn sich dort auch leisten, weil man anspruchs-

Unsere Artillerie:

Ein

Frauenschicksal

am

Kurpfälzer Hof

von Ada von Lettow-Vorbeck

mit der wir in unserer nächsten Sonntagsbeilage beginnen werden, hat zum Inhalt das Schicksal der Luise Frein von Degenfeld. In diesem Jahr sind es 180 Jahre her, daß diese vom Kurfürsten Karl Ludwig heiß geliebte Frau, die ihm morgantisch angetraut wurde, ihren Einzug in das Schloß in Schwetzingen hielt. 19 Jahre lebte sie dort, wie auch in Heidelberg und Mannheim an der Seite ihres Gemahls. Wie aber dieses Leben verlief, wie es begann und wie es ausklang, erzählt die Verfasserin in dieser hochinteressanten Serie, die uns einen Blick tun läßt in das Hofleben der damaligen Zeit.

Zum LACHEN und RATEN

Schwerer Junge



„Ich bedauere, in so einem zweifelhaften Fall Ihre Verteidigung nicht übernehmen zu können!“
„Was heißt hier zweifelhaft, zweie bis drei Jähren kriege ich doch dorthin!“

Das genügt

„Kennen Sie den Film: Die Wünsche einer schönen Frau?“
„Ne, den Film nicht — aber die Wünsche!“

Mißverständnis

„Nein, dieser Hut paßt nicht auf deinen eckigen Schädel! Der müßte umgepreßt werden!“
„Tut das auch nicht weh, Mutter?“

Sprachensilage

Schriftsteller: „Müviel macht bei Ihnen Kopf und Logis für einige Wochen?“

„Ich bin nämlich hier, um Material zu sammeln für meinen neuen Roman vom Bande.“

Birtin: „Fünf Dollar die Woche. Wenn wir aber Dialekt sprechen müssen, 8 Dollar extra.“

Die Güte

Ein Neger-Gesellschafter sagte zu einem seiner Gemeindeglieder, wenn er in seiner Lebensweise sich nicht bessere, würde er später an einen Ort kommen, wo da wäre Wegfliegen und Zähnelappern.

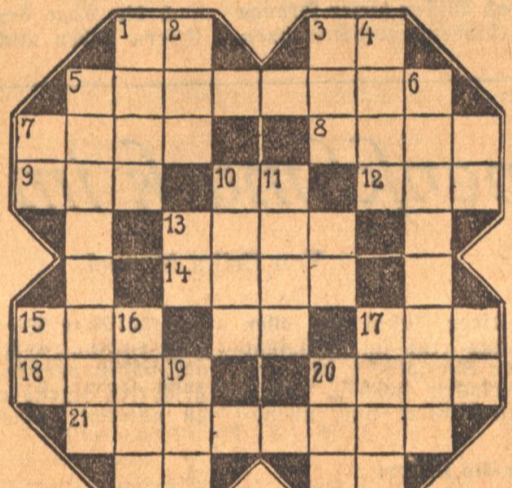
„Ich habe nicht Zähne“, sagte der Sünder.

„Die Zähne werden geliefert“, erwiderte der Seelenhirte.

Ausfichtloser Beruf

Feuerwehrmänner können sich innerhalb dreißig Sekunden anziehen und abfahrtsbereit machen. Dies ist jedenfalls ein Beruf, den die Frauen aller Welt in der Nähe nach nicht befehlen können und wollen.

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1 Ausruf, 3 Verhältniswort, 5 Baumfrucht, 7 Stütze, 8 römischer Kaiser, 9 Körperteil, 10 Stufe der italienischen Tonleiter, 12 englischer Artikel, 13 Ueberlieferung, 14 deutscher Fluß, 15 Luftart, 17 altgriechisches Getränk, 18 Schwimmvogel, 20 Schmuckstück, 21 Harmonie.
Senkrecht: 1 Gewächstform, 2 Teil des Baumes, 3 Nebenfluß der Donau, 4 Besetzungs-

ungsmittel, 5 alter Handelszug, 6 Bodenform und Ausdruck des Volkswillens, 10 Blume, 11 kleiner Blutlanger, 13 Umfandswort, 16 Ausdrucksweise, 17 Hauttier, 19 Nebenfluß des Nedar, 20 technisches Hilfsmittel.

Merkrätsel

Rantor, Meister, Gewerbe, Anbau, Turbel, Marine, Postamt, Gefang.

Von jedem Wort sind zwei nebeneinander stehende Buchstaben zu merken, die, im Zusammenhang gelesen, einen vielbejungenen deutschen Fürsten benennen.

Denkproblem

In welcher Weise kann man die Zahlen zwischen 2 und 10 derart ordnen, daß man, wenn man sie zusammenfüßt, 100 erhält, ohne daß eine Zahl doppelt vorhanden ist?

Wer hat richtig erraten?

Scherzrätsel: Was.
Sitzbenästel: 1 Wärmann, 2 Amerita, 3 Steinbun, 4 Hochseilorte, 5 Erinnerung, 6 Unterleib, 7 Zehnderich, 8 Schindli, 9 Rairon, 10 Indien, 11 Ebarotte, 12 Zanting, 13 Sangter, 14 Embryo, 15 Sandmann, 16 Gvornik, 17 Sias, 18 Stenbl, 19 Gornbau, — Was heute nicht geschieht, ist morgen nicht getan.

Unkel Fritz zum dritten Male auf die breite Schulter und meint strahlend und gut sichtbar: „Hattest du dieses Klump von Hiebsharmonika nicht damals auch ... damals in den Vogeln.“

„Bei Gott, ja Wilhelm, Wilhelm, du bist es! Kamerad, du weißt es noch!“
„Manja's Jacht haben wir uns nicht gesehen! Das Erzgebirge hat es auf sich! Fritz, Fritz! Weißt du noch damals, als du ...“

Wir drei anderen stehen uns um Tisch, denn wir sehen, daß den beiden Tränen in die Augen kommen. Wir sehen hinaus in den absterbenden, feenhaften Wald. Um aus ihr Frieden. Keiner spricht ein Wort.

Der Nachmittags verzeht. Zum Abendrot kehren wir zurück ins Kurhaus.

Was sehen wir: Noch immer sitzt unser auter Unkel Fritz bei seinem Kriegskameraden Wilhelm und das fragen wir bei ihm: „Weißt du noch ... weißt du noch ...?“

Wir sehen uns an den Tisch nebenan.
Heute ist für uns alle Freitag!

Morgen soll Doppelt-Schachfest sein.
Wir schauen uns die Tiere, ehe sie dem Scharfrichter übergeben werden, nochmals an. Sie grunzen und wiften nichts von ihrem Schicksal. Die Frauen haben Mitleid mit ihnen, den Männern läuft schon heute das Wasser im Munde zusammen.

Das Gespräch beim Abendrot: Das Eisbeinessen! Mancher träumt davon während der langen Nacht. Der Pimpf, der in meinem Zimmer schlief, wälzt sich unruhig. Dann kommt der Morgen. Es wird hell draußen. Der Wind schnauzt und pfeift. Im Zimmer neben uns liegt Unkel Fritz mit seiner Hiebsharmonika. Er spielt, spielt im Bett, spielt schon erzgebirgische Lieder: „vergaß dich damit net ...“ So gut er kein Instrument beherrscht, so unvollkommen begleitet er die Töne mit Gesang.

Und wie der Unkel im Nebenzimmer gerade quiescht und quillt, erwacht der Pimpf, dreht sich um in seinem gewöhnlichen Bett und stellt im Halblicht fest: „Eben wird die Sau geschlachtet!“

Armer Unkel Fritz!
Aber das Eisbeinessen hat uns allen köstlich geschmeckt. Nur die Tante ah zu wenig, weil sie fürchtete, die zu werden.

Da lachte Unkel Fritz, holte sich einen neuen Brocken aus der Schüssel und sagte beifällig: „Dicker können Sie ja gar nicht werden. Tantenchen, Elfriede!“
„Au, hat er das nachher bereut!“

Som Pimpf und vom Unkel Fritz habe ich bereits erzählt; nun fehlt nur noch die Tante. Zuerst hat sie sich

ein Alkoinzimmer geben lassen, da sie nicht mit Menschen zusammen sein konnte, wie sie ihm heimlich verriet. Das gab es nur an Tanten nicht. „Wir sind doch alle — Kameraden!“

Zwei Tage mußten vergehen.
Da traf ich Tante Elfriede. „Nun — was macht Ihr Alkoinzimmer?“

Da lächelt sie verächtlich, errötet fast und entdeckt mir: „Wissen Sie — zuerst war es ganz nett in dem Zimmer. Aber als ich dann die fröhlichen Menschen sah ... wie sie sich erzählten, wie sie sich miteinander freuten ... da konnte ich einfach nicht in meinem stillen Alkoinzimmer bleiben. — Jetzt wohne ich zusammen mit einer lustigen Witwe aus Tempelhof.“

So tante Tante Elfriede langsam auf.

Jetzt singt sie erzgebirgische Lieder, während sie Unkel Fritz auf der Laute begleitet. Wir anderen sind über ihre Stimme begeistert, wie wir ihr versichern.

Dann beläuden wir den Meister Leichenring, der entzündende kunsthandwerkliche Gegenstände herstellt. Großvater, Vater und Sohn sind am Werk. Unkel Fritz's freilich Auge entdeckt nirgends Fehler. Er kauft einen mächtigen Rufenander und schenkt ihn Tante Elfriede zum Andenken.

Abends machen wir eine Schlittenfahrt durch Wald und Schnee. Hinten sitze ich mit dem Pimpf. Vorn sitzt Unkel Fritz mit Tante Elfriede wie ebendem Mephistopheles mit der Frau Marthe.

Die Nacht ist rein und voll heiliger Stille. Schnee knirscht in den Rinnen. Jetzt fahren wir ins Tal, wo der Heidebach nach Neuhäusern fließt.

Der Unkel legt seinen Arm um Tante Elfriede.

„Lachen Sie mir nicht an den Teint, Unkel!“ warnt die Tante.

„Er hat ihn ja schon in den Händen.“ ulst der Pimpf. Der Unkel aber will Ruhe, nur Ruhe: „Seid still, Kinder, die Pferde haben ja zu schaffen!“

Wald und wir unten in der Dürschheit. Dort wird Tanz sein und viel Freude. Wir sind voll Erwartung.

Der Wirt, der den Schlitten führt, erzählt die Sage vom Heidebach reitet und Wasser trinkt. Nur ein reines Heidebrot könne ihn erlösen.

Die Tante und der Unkel fühlen sich ungemächlich auf ihren Sitten, denn der Pimpf und ich hören nicht auf zu frohen und dem armen kopflosen Wirt noch heute nach Erlösung zu wünschen!

Der mit Sompsons und Papierleben nach Fraisching's Art behangene Pölschal des „Erzgebirgischen“ ist bis auf den letzten Stuhl belegt mit Leuten aus dem Dorf und Umländern aus Berlin.
Der Bürgermeister hält eine Rede.

Er weiß auf die sieben Geiger und sagt: „Eine ausgezeichnete Kapelle habe ich für die verdönneten Berliner beordert. Keiner unter fünfzigundert Mark Gage ... nimmt es!“

„Jahoh!“ rufen die Geiger.
„Hört! Hört!“ machen die Berliner.
„Und dann sehen Sie ein Theaterstück ... das Staats-Theater in Berlin ist nichts dagegen!“

Wir sehen „Die Weiße“, ein manuzeres schäffisches Stück. Die Berliner greifen mit Worten in die Handlung ein und sind am Schluß nicht geistig mit Beifall.

Dann folgt Tanz.
Der Pimpf hat mich bereits am Mittag zur Seite genommen mit der Bitte, ich solle ihm einige Tangofiguren beibringen. Das ging denn auch mit Ach und Krach und ein, zwei, drei ... Himmel, wie der Pimpf nun aufsteht und eine Dorfische anagiert, macht er seine Tango-schritte auf einen Rheinländer!

Aber trotzdem hat er sich an dem Abend ganz scheußlich verhielt mit seinen neunzehn Jahren!
Und Unkel Fritz und Tante Elfriede!
Wie sie sich drehen, wie sie sich wiegen!
„Der Wirt ohne Kopf wird bestimmt befreit!“ sage ich.
„Wird sie es ehrlich meinen?“ fragt der Pimpf beflommen.

„Mit jedem!“ entgegnet der Leipziger trocken, der auch dabei ist.

Tante Elfriede aber meint, als sie zum Tisch zurückgekehrt sind, sie habe nur einmal einen ebenso schönen Tag gehabt, das ist beim Jubiläum des Geschäftsmannes, als ihr der Direktor höchstpersönlich die Speisen reichlich.

Nach Mitternacht fahren wir im Schlitten durch die sternensklare Nacht nach Hause.

Wir freuen uns an dieser Nacht. Die Geister der Berge, die Menschen ... Wie sie hören reihen Gefühlen schönen Ausdruck geben im bunten Ankleid! Ihr Boden ist arm wie nacker Stein und doch lieben sie ihn, wie sie ihre Mutter lieben.

Der Pimpf ist traurig, daß es morgen wieder fortgeht ... nach Berlin. Fast weinerlich sagt er: „Kann man nicht hier bleiben, wenn man — zufällig die Fahrkarte verliert?“

Wir lachen ihn ein wenig aus und denken doch alle wie er ...

Nun befinden wir uns auf der Heimfahrt ... Unkel Fritz, Tante Elfriede, der Pimpf und ich. Wir glauben uns zu kennen seit unseren Kinderjahren. Nicht mehr Fahrkräfte, nicht mehr Herren und Damen reifen, sondern Kameraden, nur Kameraden, die sich auf ihre Arbeit freuen, weil sie gefeiert haben ...

los lebt. Es genügt ja schon eine Handvoll gefochter Reis, die hungrigen Mäuler zu stopfen.

Vertritt man eine auf Pfählen erbaute Stätte der Eingeborenen, dann sieht man sich in einem einzigen Wohnraum, der eigentlich nur zum Schlafen dient, und Matten liegen auf dem Boden, wo wir sonst Betten sehen haben. Auf einem Tisch, der überall der wichtigste Gebrauchsgegenstand ist, liegen Nahrungsmittel und Gebrauchsgegenstände bunt durcheinander, und man kann a. B. den Kamm in der Futterbox entdecken. Und noch in seiner Stätte fehlt an den sonst fehlenden Wänden ein Bildnisbild, das Zeichen, daß die Bevölkerung noch heute hundert Prozent katholisch ist.

Das Klima ist heute auf den Philippinen für den Weiben ungefährlich, da durch besondere Schutzmaßnahmen (man schläft beispielsweise unter Moskitoneben, um sich vor den Moskitos zu schützen, die die Verbreiter der Malaria sind) Fälle von ansteckenden Krankheiten nur noch selten auftreten. Das Wichtigste ist, daß man das Trinkwasser kocht.

Was tut es, ob wir uns nach Wochen wieder sehen? Wir haben zusammen gelebt, haben uns zusammen gefreut und sind auch ein klein wenig zusammen gewachsen ... wir vier! Wir sind eine Familie ... so trägt uns der Zug nach Berlin! So tragen hundert Jahre Menschen nach Berlin, die sich in ihren Feierstunden gefunden haben. Noch immer klingen in unseren Herzen die Klängen von Neuhäusern nach.

„Was haben Sie noch alles gekauft im Erzgebirge?“ frage ich den Unkel. Er zeigt einen holzgezeichneten Punktroller: „Für uns zwei!“ bedeutet er. Die Tante ist empört.

Der Pimpf hat sich eine gedrehte duntbemalte Eisenbahn erstanden: „Damit ich immer erinnert werde, bald wieder eine Urlaubsfahrt mitzumachen!“ Ich freie mich mit ihm an den lauderen zierlichen Wagen. Sogar Nitroge ist dabei!

Wir essen die Propagandaanfalten, die uns der Wirt zum Abschied eingepackt, faren daran, ohne zu sprechen und sind mit unseren Gedanken noch ganz im Erzgebirge. Da aber ein Erlebnis ohne die darauffolgende Tat zu nichts nütze ist, neigt sich der Unkel, um seinen frischen Mut zu beweisen, zu seinem geliebten Instrument, greift in die Tasten, daß ein mächtiger Akkord hervorquillt ... wir sind befreit und singen mit aus überrollen Herzen: „Deißlich on frei wolln mr sei, weil mr Urgebercher sei!“

Run wissen wir, was wir gewonnen haben!

Schon lebe ich den Unkel im Geist an der Werkbank stehen, die Tante im Büro, den Pimpf vor seinem Filmapparat, wo sie alle hingehören, ... und jeder hat dieses Lied auf den Lippen und ich auch!

Deißlich on frei ...
Ja, deißlich on frei — so will uns das Vaterland! Wieder schweben die drei im Abteil. Sie spüren etwas Heiliges aus diesem Raum. Sprechen ist zwecklos ... So fahren wir durch die Nacht ... durch Deutschland ... zurück zur Arbeit!

Auf dem Bahnsteig schütteln wir vier uns die Hände, schauen uns fest in die Augen: „Am Donnerstag sehen wir uns wieder ... am Potsdamer Platz ... wie ausgemacht!“

Dann hat jeder Gite, zur Sperre zu gelangen, wo die Verwandten warten.

Ich rufe den Dreien nach: „Ich schreibe bis dorthin einen Wortschatz über euch mit ulkigen Federzeichnungen!“

Da dreht sich der Pimpf nochmals um: „Mein, in das nicht, oder ich lege dir den Finger hinter das Ohr ...!“
„Was gut sein, Kamerad“, lache ich, „und leb wohl, Kamerad!“

„Leb wohl, Kamerad!“
Ich bleibe noch eine Weile stehen, sehe alle die frohen Menschen in den bunten Mützen und werde fast traurig. Dann rede ich mich auf und gebe zur Sperre.

Mütter berühmter Deutscher

„Ich habe sie nie vergessen“

Von D. H. S. M.

Das Leben eines jeden Menschen gibt es Augenblicke, da er in sich selbst versinkt und ihm das Bild der Mutter erscheint.

„Ich habe mehr von meiner Mutter gelernt als von meinem Vater“, heißt es schlicht in Alfred Krupps Erinnerungen.

„Ich habe sie nie vergessen, denn sie pflanzte und nährte den ersten Keim des Guten in mir.“



Goethes Mutter

Goethes Mutter, die dem Dignipier ihre „Probnatur“ und „die Lust zu fabulieren“ vererbt hat.

Aber auch aus unserem badischen Lande ist eine ähnliche Frauengestalt erwachsen. Josephine Schöffel, Mutter Joseph Viktors von Schöffels, hat nicht minder bestimmend auf die geistige Entwicklung ihres Sohnes gewirkt.

„Eine glückliche Fügung nahm sie erst aus diesem Leben, nachdem des Sohnes künstlerische Gabe schon am Erlöschen war.“

Nicht die Gattesgaben und das Wissen dieser Frauen waren im tiefsten Grunde das Verbindende zwischen ihnen

und ihren Söhnen, sondern die tiefe Mütterlichkeit, die von ihnen ausging.

Frau Ma und Frau Schöffel dagegen stellten stets ihr Muttertum über ihre persönliche Neigung.

Neben diesen hochgebildeten Frauen finden sich ernste, lebensharte Mütter mit schwierigen Händen, die die Bedeutung ihrer großen Söhne nicht zu beurteilen vermochten.

Albrecht Dürer hat im Jahre 1514 in einer Kopienzeichnung das Gesicht seiner Mutter festgehalten.

Mit dem gleichen Ernst harter Arbeitsamkeit verrannen auch die Tage der Mutter Martin Luthers.



Die Mutter Albrecht Dürers

„schüchtern wurde“, erzählt Luther. „Die Mutter häupte mich einmal um einer geringen Ruß willen, daß das Blut floss... aber sie meinte es herzlich gut.“



Johanna Schopenhauer mit ihrer Tochter Adele

Luther später öfter, sei für sein Leben entscheidend geworden und er danke ihr ungemein viel.

„Wer kennt nicht die formlichen Bilder des Badners Hans Thomä, auf denen er seine Mutter darstellt, die einfache, bescheidene Frau aus dem Volke mit ihrer bescheidenen Mütterlichkeit?“



Die Mutter Martin Luthers

Aufn.: Ansmann-Archiv (5)

Es muß ein Zug unseres innersten deutschen Wesens sein, daß nirgends auf der Welt die Mütterlichkeit tiefer wurzelt, als im deutschen Frauenherzen.



Hans Thomas Mutter

Das Eine: Sie waren Mütter und wurden unsterblich durch ihre Söhne.

Da sind geistreiche, belebte Frauen, die ihren großen Söhnen weit auf dem eingeschlagenen Weg folgen konnten.



Josephine Schöffel mit ihrem Sohne Jos. Victor

Aus dem Schöffelmuseum, Karlsruhe.

Blumenschmuck im Heim

Von Erika Menzel

Wir Frauen mögen noch so eifrig Kränze an allen Schönheiten vorüberhalten, die uns erst im Frühjahr in den Ausläufern der verschiedenen Sozialstände zum Verweilen, zum Bewundern verlocken wollen.

„Komm zur Mutter! Rührend Flehen! O, wie klingt das Wort so warm, Wenn zur Wiege tritt die Mutter, Nimmt ihr Kindlein auf den Arm.“

Macht das Kind die ersten Schritte, Strauchelt oft der kleine Fuß; Wie ein Halt auf schwankem Boden, Traut und hilfreich klingt der Gruß: „Komm zur Mutter!“

Ellend hieh'n dahin die Jahre, Doch nicht allen winkt das Glück. Wenn ihr Kind im Leben scheitert, Ruft ihm zu ein treuer Blick: „Komm zur Mutter!“

Aufwärts geht der Weg des Kindes, Abwärts geht der Mutter Pfad; Behand hauchen wolke Lippen, Wenn die letzte Stunde naht: „Komm zur Mutter!“

„Komm zur Mutter!“ ruft der Hügel, Wenn dein Herz vor Gram erbebt! Hörst du's nicht durch Gräser raunen: „Mutterliebe ewig lebt!“

Sparamkeit, Furcht vor unnötigen Ausgaben? Ja, wohl, sie ist uns eigen, weil wir edle deutsche Frauen sind, die über alles Entschlossene und Mühselige in erster Linie das Notwendige zu stellen gewöhnt sind.

vom schlichten Wiesensüßholz bis zur stolzen Rose, einen ganz eigenen Reiz auf empfängliche Herzen ausstrahlen vermögen.

„Komm zur Mutter!“ ruft der Hügel, Wenn dein Herz vor Gram erbebt! Hörst du's nicht durch Gräser raunen: „Mutterliebe ewig lebt!“

„Komm zur Mutter!“ ruft der Hügel, Wenn dein Herz vor Gram erbebt! Hörst du's nicht durch Gräser raunen: „Mutterliebe ewig lebt!“

„Komm zur Mutter!“ ruft der Hügel, Wenn dein Herz vor Gram erbebt! Hörst du's nicht durch Gräser raunen: „Mutterliebe ewig lebt!“

„Komm zur Mutter!“ ruft der Hügel, Wenn dein Herz vor Gram erbebt! Hörst du's nicht durch Gräser raunen: „Mutterliebe ewig lebt!“

„Komm zur Mutter!“ ruft der Hügel, Wenn dein Herz vor Gram erbebt! Hörst du's nicht durch Gräser raunen: „Mutterliebe ewig lebt!“

„Komm zur Mutter!“ ruft der Hügel, Wenn dein Herz vor Gram erbebt! Hörst du's nicht durch Gräser raunen: „Mutterliebe ewig lebt!“

5 Minuten für die Gesundheit

Frühjahrs müde ...?

Es ist uns nichts davon bekannt, daß es Menschen gibt oder gegeben hätte, die so wie manche anderen Geschöpfe ihr Winterkläffchen halten.

Viele begrüßen das Frühjahr mit einer ihrem Körper gut bekommenen Erfrischung- und Reinigungskur, in deren Verlauf sie ihm viel wichtige Aufbaustoffe, die er im Winter entbehren mußte, zuführen, wie Eisen, Kalz,

Kieselsäure usw. Zur Unterfütterung solcher Frühjahrskur empfiehlt neuerdings die Medizin die Verwendung eines alten und erprobten Volksmittels.

Es sind ja viele im Volk überlieferte und erprobte Methoden der vorbeugenden und heilenden Medizin wieder zu Ansehen und Ehre gekommen: Wasser, Licht und Luft. Darunter eben auch vor allem nun die heilende Erbe.

Geheimnis der Akustik

Ein Tonfilm wird „eingesteuert“ — Feuchte Regenmäntel unerwünscht!
Dreimal täglich Gratis-Zuschauer

Mit leisem Klatschen schließt sich der Vorhang über der Leinwand, über die anderthalb Stunden lang die Phantasiegefallen eines Großfilms gepulst hatten, bis sie sich im Zuschauertraum lebendig. Die Lichter flammen auf, und den Ausgängen entgegen drängt die Masse. In wenigen Minuten ist der Saal geleert.

Doch nun treten nicht etwa die Schenkerfrauen in Funktion, auch wird das Theater noch nicht geschlossen, sondern einige vereinzelte Herren von erntehaftem Aussehen nehmen im Parkett ihre Plätze ein. Sie wollen dort nicht etwa übernachten, sondern sich nur als Gastgänger noch einmal den neuen Tonfilm ansehen, der in den nächsten Tagen zur Uraufführung gelangen wird.

„Was sagt der Ton?“ ist die große Frage, die jeden einzelnen von ihnen bewegt. So wohl der Produktionsleiter als auch der Regisseur, der Komponist und der Schnittmeister wollen, noch bevor der neue Film vor Publikum und Presse seine Feuertaufe bestreitet, wissen, ob die Lautstärke zu den Vorgängen auf der Leinwand im richtigen Verhältnis steht und auch zeitlich die Sekunde genau damit übereinstimmt.

Die „Befehlsstelle“ im Parkett

Da — was ist das? Auf der Leinwand geht die wohlgeleitete Rede des Hauptdarstellers plötzlich in unverständliches Gemurmel über, um gleich darauf einem tierischen Gebrüll zu weichen, das mit menschlicher Sprache kaum noch etwas gemein hat. „Halt — abstellen!“ ruft daraufhin ärgerlich der Regisseur und sucht nach dem Tonfeuerer. Wichtig — da sitzt er ja, der Mann, der im Kino den „guten Ton“ macht, und hantiert eifrig an seiner Apparatur.

Mitten im Parkett ist die „Befehlsstelle“ des Tonfeuerers aufgebaut. Ein Telefon und eine Klingelanlage dienen zur Verbindung mit dem Vorführer. Sobald mit dem Bild irgendetwas nicht in Ordnung ist, wird der Mann hinter dem Projektionsapparat durch den Tonfeuerer darauf aufmerksam gemacht. Was aber bedeutet das kleine schwarze Kästchen neben dem Telefon? Es enthält ein Stellrad mit einer hochempfindlichen Zeigerapparatur, über deren 17 verschiedene Stufengrade angelegten Skala unruhig eine feine Nadel hin und her schwankt. Mit dem Stellrad wird die Tonwiedergabe reguliert, während der Zeiger die jeweils herrschende Lautstärke anzeigt.

Zu der Hauptaufgabe muß sich der Tonfeuerer natürlich auf sein Ohr verlassen. Er hat nicht nur dafür zu sorgen, daß stets die richtige Lautstärke eingehalten wird, sondern auch Musik und Sprache harmonisch ineinander übergehen. Kleinste Fehler, die beim Schnitt oder Kopieren gemacht wurden, können manchmal zur Folge haben, daß die Rede völlig unverständlich wird oder die Melodie zu einer wilden Disharmonie ausartet. Auch in diesem Falle muß der Tonfeuerer eingreifen.

Fingerübungsgefühl und genaue Kenntnis der Publikumsmentalität sind unbedingte Voraussetzungen für diesen schweren und verantwortungsvollen Beruf. Der Tonfeuerer muß a. B. genau wissen, wann eine Pointe bevorsteht und in diesem Falle die Lautstärke erhöhen, um die Zuschauer der Juchzerei zu überführen. Andererseits darf eine ergreifende Liebes- oder Abschiedsszene nur in zartestem Piano „gebracht“ werden,

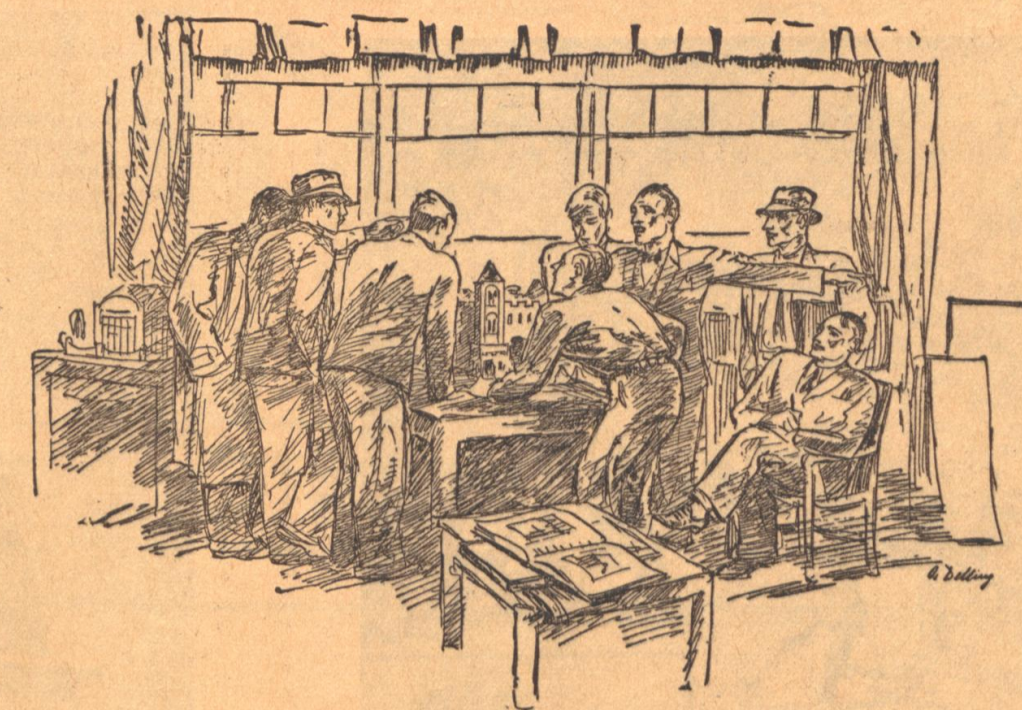
soß dem Publikum nicht die Stimmung verderben werden.

Er lockt die Sänger aus ihrer Reserve

Meist muß ein neuer Tonfilm mehrmals vorgeführt werden, bis er zur vollen Zufriedenheit von Produktionsleiter, Regisseur und Theaterbesitzer „eingesteuert“ ist. Der einwandfreie Lauf des Bildstreifens hängt nämlich von allzu vielen Zufälligkeiten ab, die von seinen Schöpfern nicht vorausgesehen werden können.

Unter ihnen am gefährlichsten ist die Kälte. Wenn es draußen regnet, kommen die Leute meist mit nassen Überkleidern ins Theater. Feuchtigkeit aber „schluckt“ den Ton, wie der einschlägige Fachausdruck lautet. Der Theaterbesitzer sieht es daher nicht gern, wenn Mäntel und Schirme in den Zuschauertraum mitgenommen werden, womit die Kinobesucher, ohne es zu wissen, sich selbst und andere um den vollen Genuß der Vorführung bringen. — Ebenso ist es durchaus nicht einleuchtend, ob das Parkett während der Filmvorführung halbleer oder bis zum letzten Plätzchen besetzt ist. Die Akustik ist in beiden Fällen grundverschieden. Schließlich können auch in der Nähe laufende Maschinen, vorbeifahrende Straßenbahnen und dergleichen das Tonbild bis zur Unkenntlichkeit verändern.

Der Tonfeuerer muß daher vom „Vorspann“ an bis zu dem inhaltsschweren Wörtchen „Ende“ unentwegt auf dem Posten sein. Mit Blitzesschnelle muß er, die rechte Hand am Telefonhörer, die linke am Druckknopf seiner Zeigerapparatur, jede anormale Tonveränderung auf das richtige Maß zurückführen und umgekehrt lächelnde Sänger oder flüsternde Hauptdarsteller, die das Publikum



Was der Besucher im Kino nicht sieht: Der künstlerische und technische Staff eines neuen Films berät an den Modellbauten des Architekten den „Fahrplan“ der Dreharbeit. Ufa.

kaum mehr verstehen kann, aus ihrer „Reserve“ herauslocken. Dabei muß natürlich genau darauf geachtet werden, daß nicht mitten im Wort oder Satz eine plötzliche Tonveränderung eintritt, durch die der Sprecher lächerlich gemacht wird.

Im Monat 300 000 Meter Film!

Im Durchschnitt läßt der Tonfeuerer täglich gegen 10 000 Meter Film vor seinen kritischen Augen abrollen. Das sind fast 300 000 Film-Meter im Monat, die alle um Bild sorgfältig geprüft werden. Der Tonfeuerer muß daher täglich mindestens dreimal „ins Kino gehen“, will er seiner verantwortungsvollen Aufgabe gerecht werden. Vom Publi-

kum kaum beachtet, sitzt er oft sechs Stunden ununterbrochen an seinem „Ehrenplatz“, den ihm niemand freitig macht, harret unerschrocken, voll angepanntester Aufmerksamkeit auf die Leinwand und dreht dabei an dem kleinen Knopf seiner geheimnisvollen Apparatur, die über die Köpfe der Zuschauer hinweg die Verbindung zwischen Vorführer, Tonfeuerer und Lautsprecher aufrecht erhält. Und wenn einmal im Falle einer Störung diese in wenigen Minuten behoben ist, ist dies nicht zuletzt ein Verdienst des Tonfeuerers, jenes unerwähnten Mannes, der auf seinem Posten, genau so wie der Regisseur oder der gefeierte Schauspieler, sich für das Gelingen eines Kunstwerkes mit seiner ganzen Persönlichkeit einsetzt. J.M.

Milchstraße als Rundfunksender

Sphärenmusik der Sterne elektrisch eingegangen — Licht der Vega tönt in Lautsprechern

In der letzten Zeit sind interessante Versuche unternommen worden, um die „Sphärenmusik“ der Sterne elektrisch einzufangen und die so gewonnenen Klanggeräusche auf Schallplatten zu bannen. Die Platten wurden bereits durch Rundfunkstationen weiter gesendet.

Schon die schöne naturhafte Weltanschauung der Antike behauptete eine Sphärenmusik des Kosmos. Nach ihr kreisen mit harmonischem Klang die Sterne am Himmel, drehen sich mit harmonischem Klang die sieben Schalen der sieben Himmel umeinander.

Tatsache ist jedenfalls, daß man in einem Observatorium vermittelst eines Teleskops von 80 Zim. Durchmesser, das den Stern Vega in dem Sternbild Kassiopeja gerichtet wurde, die Stimmen des Himmels der Erdbewohner in Tönen hörbar machen konnte, wenn auch erst durch das Radio. Das Teleskop folgte den Bewegungen des Sternes, und mit Hilfe von Spezialinstrumenten gelang es, das Licht, d. h. die Strahlen zu „musikalisieren“, in Töne umzusetzen. Das Ergebnis dieser Umkehrung wurde durch Kabel einer Rundfunkstation zugeleitet, welche sie empfangen und ihren Zuhörern übermittelte. Ebenso wurden die Töne auf Schallplatten eingeseichnet.

Licht und Ton

Zum Zweck der Umwandlung der Strahlen in Töne wurde in der Kuppel des Observatoriums ein Mikrophon eingebaut, das mit dem Teleskop verbunden war. Spezialinstrumente bewirkten mit Hilfe einer thermojoni-

sehen Spule, daß der photographische Eindruck der Sternstrahlen sich in einen elektrischen Impuls verwandelte und damit auch zum Ton wurde, — nicht anders wie es durch den Tonstreifen eines Films geschieht. Besonders eindrucksvoll war die Musikalisierung, die Tonumgebung des Fixsterns Vega ausloste, als die Vega 28 1/2 Lichtjahre von der Erde entfernt ist. Die Töne, die der Stern ausstrahlte, waren also vor einem Vierteljahrhundert dort „erklungen“ — Rätsel des Raumes und der Zeit von fast beängstigender Tiefe tun sich hier auf.

Nicht weniger interessant, weil es sich dabei nicht nur um eine Lichtstrahlung in Tonwerte handelt, sondern um die direkte Wahrnehmung von räumlichen „Bewegungswellen“ als Tongeräusche, war ein weiterer Versuch, die Erdumgebung hörbar zu machen. Auch er gelang! Wir können also jetzt hören, wie die Erde sich dreht, so wie wir das Geräusch irgendeines Jurrenden Rades hören. Die Erde dreht sich, nach diesem Experiment mit einem heiligen metallischen Surren und selbst, wenn diese Stimme der Erde nur wie aus weitefer Ferne und nur matt zu uns gelangt, so wird doch die Phantasie gewaltig erregt, wenn man an die enorme Masse denkt, die sich da in Bewegung

befindet und an den gewaltigen Wind, den diese wirbelnde Drehung im Äther verursacht. Von diesem Ätherwind gelangt direkt zum menschlichen Ohr natürlich nur verworrenes Geräusch, ein fernes Echo des Phänomens, das das Teleskop registriert, wenn es auf die Erde gerichtet wird und so ihre Geschwindigkeit von 100 000 Km. die Stunde durch die Räume verfliegt.

Alle diese Ergebnisse wurden erreicht durch eine foto-elektrische Zelle und die bekannte Tatsache, daß die Wirkung eines Lichtstrahls einen elektrischen Impuls ergibt, der dann durch die Schwingungen eines einfachen dünnen Plättchens in einen tönenden Impuls verwandelt wird. Es ist nun interessant, daß dadurch auch Fragen gestellt wurden, die in der letzten Zeit in der Astronomie eine Rolle spielten. Vor einiger Zeit hat der Physiker Dr. Jansky darauf aufmerksam gemacht, daß aus den dichtesten Regionen der Milchstraße Radiostrahlung rätselhaften Ursprungs kommen. Eine Erklärung dieses Phänomens ist nach den heutigen Erfahrungen nicht mehr allzu schwierig. Man kann behaupten, daß der feine Staub zwischen den Sternen, der kosmische Staub, durch das ultraviolette Licht der Sterne elektrisch geladen wird, und daß daher jedes Staubpartikelchen in Wirklichkeit ein winziger Radioapparat wird, der unter der Wirkung irgendeiner Störung sofort Wellen ausstrahlt.

Besuch beim Briefmarkendoktor

In der Heilanstalt für kranke „Knochen“

Briefmarkendoktor und kranke „Knochen“? Der philatelistisch unbedingte Laie dürfte sich darunter wohl kaum das Nichtigste vorstellen. Dagegen weiß der sachverständige Markenmaler, daß eine Fachsprache mit „Knochen“ irgendwie invalide genodene Postwertzeichen brandmarkt, die man nicht mehr ganz für voll ansehen kann, mit zwei Worten: beschädigte Briefmarken. Kleine Risse, fehlende Zähne, angeknabberte Ränder, abgeriffene Eden, dünne Stellen oder „Fenster“, abgegrabene Teile des Drucks und ähnliche Leiden dienen natürlich nicht gerade zur Verschönerung bei und beeinträchtigen vor allem die Wertbeständigkeit. Häufige Mädchen finden eben schneller einen Mann.

Kein großes Wunder also, wenn man von jeder veracht hat, auch bei sonst wertvollen Briefmarken vorhandene Schönheitsfehler nach Möglichkeit zu beseitigen, um sie so besser „an den Mann bringen“ zu können! Wenn man in Sammlerblättern mitunter eine Anzeige liest: „Knochen gesucht“, dann weiß der Laie, daß es sich da nicht um irgend einen Lumpenhändler oder ähnliches handelt, sondern um einen berufsmäßigen Marken-Ausbesserer, der Material für seine eigenartige Tätigkeit sucht. Ob es auch immer eine Feinerei ist, wollen wir heute einmal dahingestellt sein lassen, sondern hier nur einen Blick in eine solche Markenklinik tun. Es gibt eine bei Berlin in dem Vorort Britz, der sonst durch seine Rosenzucht weithin

in gutem Geruch steht. In einer Unterredung, die der dortige Markendoktor einem Zeitungsmann gewährte, hat er ihm einiges über seine seltsame Arbeit erzählt.

„Hat jemand, so meinte er, auf einem Speicher einen echten Rembrandt gefunden, der aber aufgeschlitzt, von Ratten benagt ist usw., dann läßt man die Löcher zuheben, die fehlenden Ränder ergänzen, die schadhaften Stellen übermalen, und es bleibt doch ein echter Rembrandt, nicht wahr? Nun das Genaue: Einem Markenmaler fehlt die seltene Sachfen, drei Pfennig rot. So oft er sein Album aufschlägt, steht er zu seinem Vexier nur die Rücke. Eines Tages findet er bei einem Händler das erwähnte Stück. Man sagt ihm, der Preis sei 500 oder 600 oder 800 Mark, je nach Erhaltung. Er kann aber vielleicht monatlich nur 20 Mark für seine Sammlung aufwenden. Er schlägt dem Händler also Ratenszahlung vor. Der sagt nein — aus ist der Traum. Dann entdeckt der Sammler eines Tages irgendwo einen „Knochen“, eine beschädigte Sachfen. Die bekommt er für 100 oder 150 Mark. Das läßt sich leichter abstoßern. Hier sehen Sie eine auszubessernde Marke, die viel billiger ist als eine tadellose. Sie ist vollständig, nichts fehlt, sie sieht richtig aus. Nicht man durch sie hindurch, ist von einer Reparatur nichts zu merken, nur wenn man sie schräg gegen das Licht hält, sieht man eine feine Linie.“

Dann sieht sich der Besucher in der Werkstatt um. Auf dem Tisch liegen zarte Haars-

pinzel, feine Hohlstichel, Stalpel, Rasterringene, Kataloge, ein Kasten mit Wasserfarben, eine Standlupe, Nippe mit einem besonderen, von dem Markenarzt erfundenen Veim, Pinzetten, Fingerringel, Glasplatten, Stöbe alter Briefe, aus denen er sorgsam das Stückchen Papier herausnimmt, das er für eine Ergänzung braucht, und selbstverständlich Briefmarken in Massen. Eine türkische Wind ge-

Die größte und die kleinste Marke Groß-Deutschlands!



Auf der 56. Mohrmann-Auktion in Hamburg gelangen u. a. diese beiden Marken zur Versteigerung. Bergedorf hatte nicht nur die kleinste Marke Altschweidens, sondern gab die Marken der einzelnen Wertstufen in verschiedenen Größen heraus. Die Bergedorf dunkelblau mit einer Notierung von RM. 2500.—, gehört zu den größten Seltenheiten. Die zum 80. Geburtstag des Kaisers Franz Joseph erschienene Jubiläumsmarke stellt die größte deutsche Marke dar. Beide Marken sind international sehr gesucht.

rade auf eine Glasplatte gelegt. Rechts oben und unten sind Ecken angefeilt. Sie ragen etwas über den Markenrand hinaus. Mit dem Hohlstichel wird der neue Rand gezähnt, mit dem Stalpel der Ueberdruck weggeschritten, dann wird das Erbstück gefärbt, bis es mit dem Grundton der Marke übereinstimmt; schließlich vollenden sicher geführte Pinzelstriche die Miniaturmalerei, bis die Zeichnung vollständig ergänzt ist — und der Patient kann als geheilt entlassen werden!

Es klingt fast unwahrscheinlich, daß mitten in einem Jahre 4000 kranke und verkrüppelte Marken tadellos wiederhergestellt das merkwürdige Sanatorium des Berliner Markendoktors verlassen, und mehr als 30 000 soll er schon unter seinen Messern und Pinzeln gehabt haben. Hoffen wir, daß die so „Geheilten“ noch niemals einen vertrauensvollen Sammler über ihr wahres Wesen getäuscht haben oder künftig täuschen werden!

Denn hierin, in der ehrliehen rüchseitigen Kennzeichnung, liegt das Kernproblem der reparierten Briefmarken. Die Sammler- und Händlerorganisationen haben sich damit schon oft beschäftigt und haben die Anbringung eines deutlichen Reparaturzeichens gefordert. Wenn in dieser Beziehung keine Unklarheit besteht, wird kaum etwas dagegen einzuwenden sein, wenn aus ästhetischen Gründen jemand, den kleine Beschädigungen föhren, eine reparierte Marke ins Album aufnimmt. Viele andere aber werden, in Ermangelung eines Besseren, wohl ein leicht beschädigtes, sonst wertvolles Stück lieber unrepariert in der Sammlung dulden und bis zum Erwerb eines schöneren über seine Gebrechen als ehrwürdige Alterserscheinung tafwoll hinwegsehen!

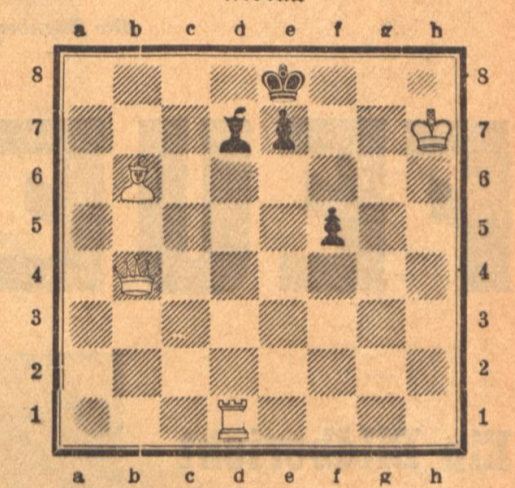
Schach

Leitung: Badischer Schachverband, Theo Weisinger, Durlach, Scheffelstraße 2, Folge 20 — 15. Mai 1938

Die praktische Partie und das Schachproblem

Es gibt eine große Anzahl von Schachspielern, darunter sogar starken Spielern, die von dem Problemchach nichts wissen wollen und sich gleich abwenden, wenn man ihnen ein Zwei- oder Dreizüger vorlegt. Diese Einstellung ist durchaus nicht richtig. Schon oft wurde eine Partie entschieden, weil der Spieler eine Wendung zum Gewinn sah, die ihm aus dem Problemchach bekannt war. Nun kann es auch umgekehrt sein, daß ein Problemkomponist durch eine praktische Partie zu einem Problem angeregt wird. So hat ein Heidelberger Komponist den Vorwurf für einen Zweizüger aus einer gezielten Partie erhalten. Wir bringen sowohl die Aufgabe als auch die gelöste Partie.

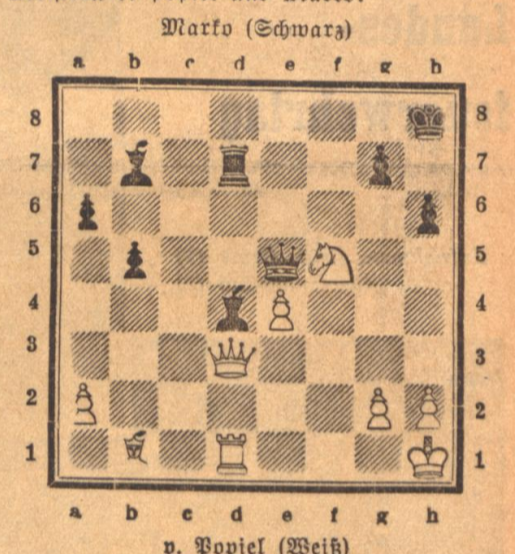
Aufgabe Nr. 15 von D. Winkler, Heidelberg Ob.-Reg.-Nat. Dr. Denz gem. Urdrud



Matz in zwei Zügen.

Weiß: Kd7, Dd4, Td1, Vb6, (4)
Schwarz: Kc8, Vb7, Vc7, f5, (4)

Die Partiestellung, die zu diesem Zweizüger angeregt hat, entspringt dem Turnier zu Monte-Carlo 1902 zwischen den beiden Meistern v. Poppel und Marfo:



In dieser Stellung war Schwarz (Marfo) am Zuge. Er mußte etwas gegen den drohenden Offizierverlust tun, da der D4 dreimal angegriffen ist und nicht mehr zu decken ist, da bei seinem Abzug der D7 fällt. Marfo fand keine Rettung und gab die Partie auf. Aber er hätte durch einen schönen Problemzug die Partie sogar gewinnen können! Unseren geliebten Lesern wird es nun nicht mehr schwer sein, den Gewinnzug zu finden.

Wer hat richtig gelöst?

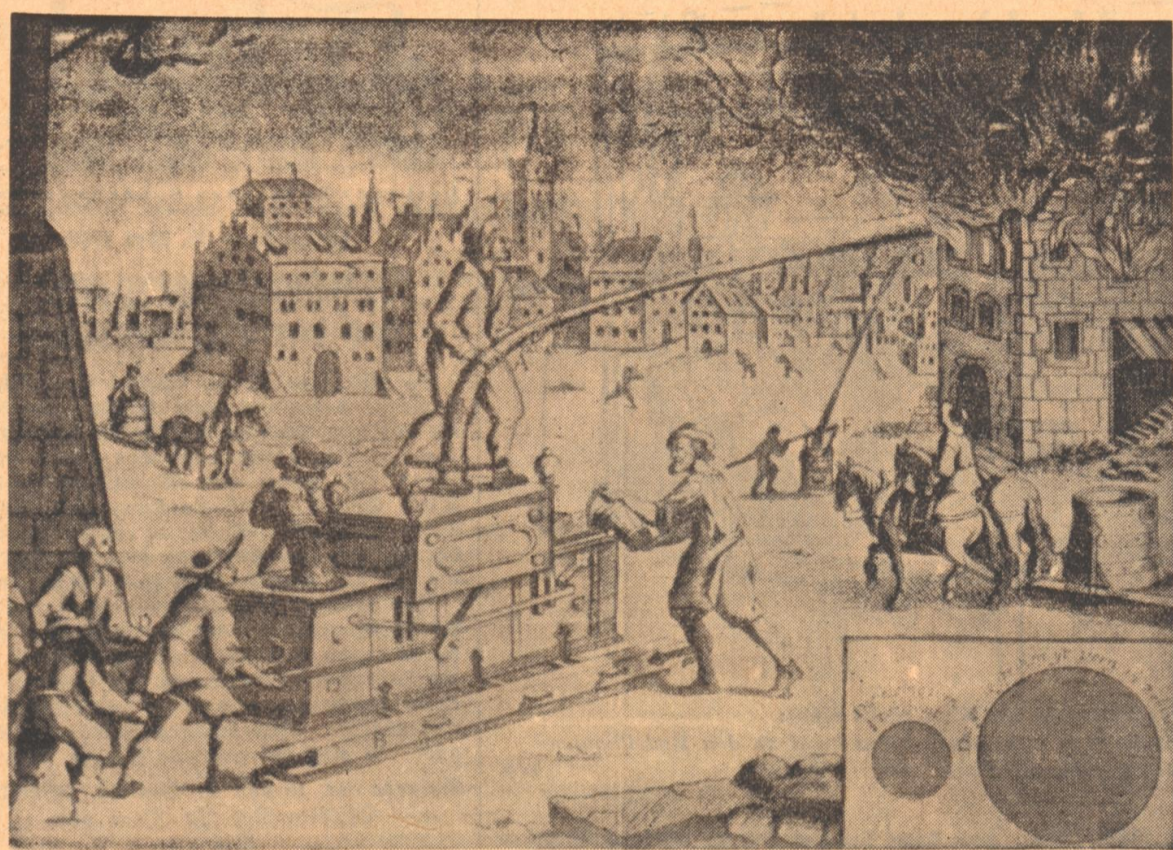
Lösung der Aufgabe Nr. 9 von S. Voigt (B. Kz. Dd7, Tc4, Vb8, Sf1, Dd4; Sd. Kd5, Vb6, g8, Sg4, Vb8, Zweier); 1. Vb8-a1 2. Td4+? Kc7+! Oder Dc8? R5! Richtige Lösungen sandten ein: Dr. Daehn, L. Daum, N. Fildner, Ermin Gabisch, Kurt Haller, Franz Wenz, Karlsruhe; Willi Weiler, Frankfurt; Dr. Binder, Pforzheim; Uffa. Hester, Bruchsal; E. Dalinger, Durmersheim; Wilh. Görhardt, Reuden. (Auch Aufgabe Nr. 8 von Schories richtig gelöst!) E. Göbel, Bretten

Bierstädtekampf in Schwyngenen

Pforzheim — Mannheim: 16 zu 9; Ludwigsbafen — Heidelberg: 17 zu 8; Pforzheim — Ludwigsbafen: 17 zu 8; Mannheim — Heidelberg: 15 1/2 zu 9 1/2. Pforzheim 33, Ludwigsbafen 26, Mannheim 24 1/2, Heidelberg 17 1/2.

Die folgende lebhafteste Partie wurde am 2. Brett gespielt:

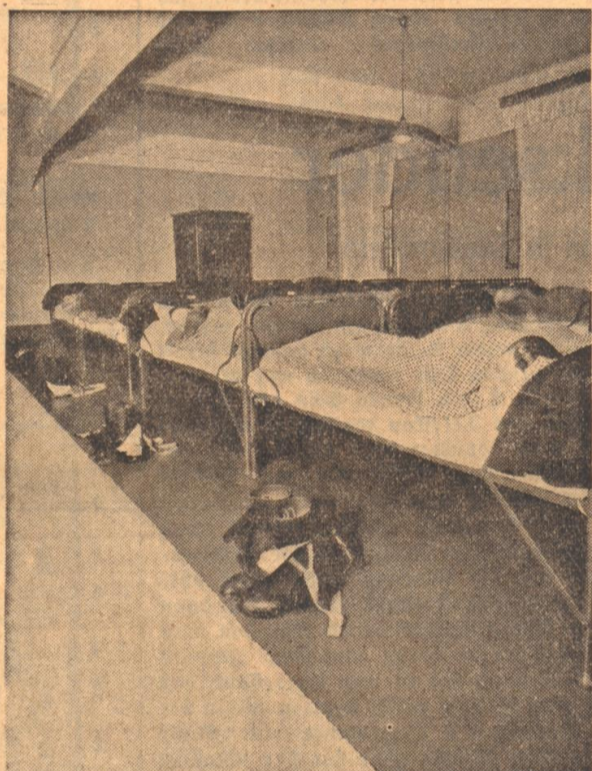
Spanisch mit 3... Sd4.
Weiß: Seifel (Ludwigsb.)
1. e2-e4 e7-e5
2. Sg1-f3 Sg8-c6
3. Sf1-g5 Sc6-d4
4. Vb5-c4? Sd4-f3
5. Td1-f3 Dd8-f6
6. T-f3-g3 V-f8-c5
7. 0-0 Sg8-c5
8. Sd1-c3 c7-c6
9. a2-a4 g7-g5
10. a4-a5 h5-h4
11. Sc8-c2 f4-f3!
Schwarz: Heer (Pforzheim)
12. Dd8-g8 d7-d5
13. b2-b4 f8-g2!
14. Tf1-e1? d5-c4
15. d4:c5 Sc7-g6
16. Tf1-d1 Sg6-f4
17. Tf1-g5?? D-f8-g5!
18. Td1-d6 Vc8-g4
19. f2-f4 e5:f4
20. Dg3:f4 Lg4:e2!
Weiß gibt auf.



Alte Nürnberger Feuerspritze aus dem Jahre 1661

FEUERWEHR

Ein Bildbericht
zum
Karlsruher
Landes-
feuerwehrtag



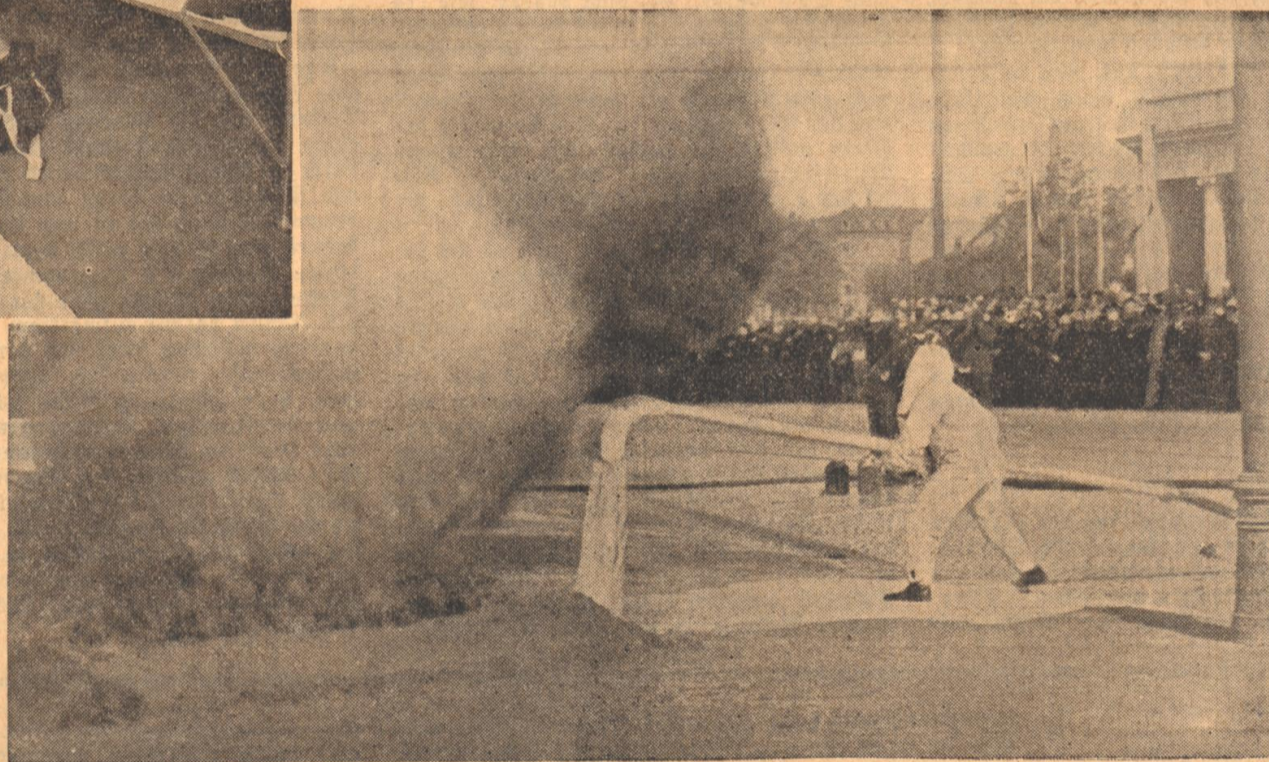
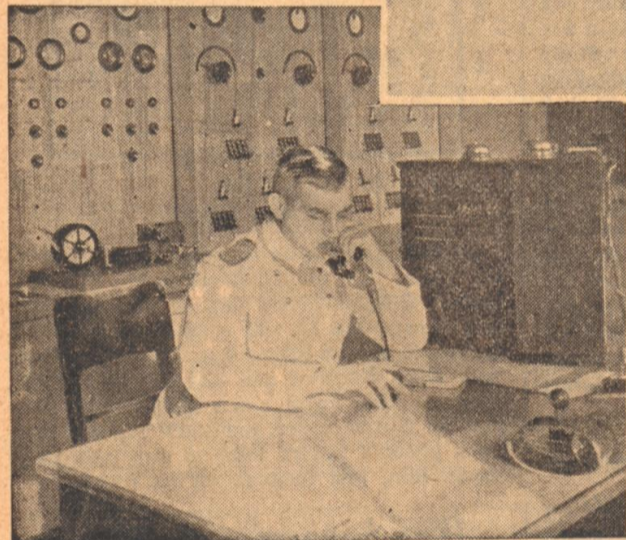
Feuerwehr von heute:

Modernstes Meldesystem (links unten), ständige Bereitschaft im eigenen Schlafsaal (links nebenstehend) und feuersichere Ausrüstung mit Asbestanzügen (unten).

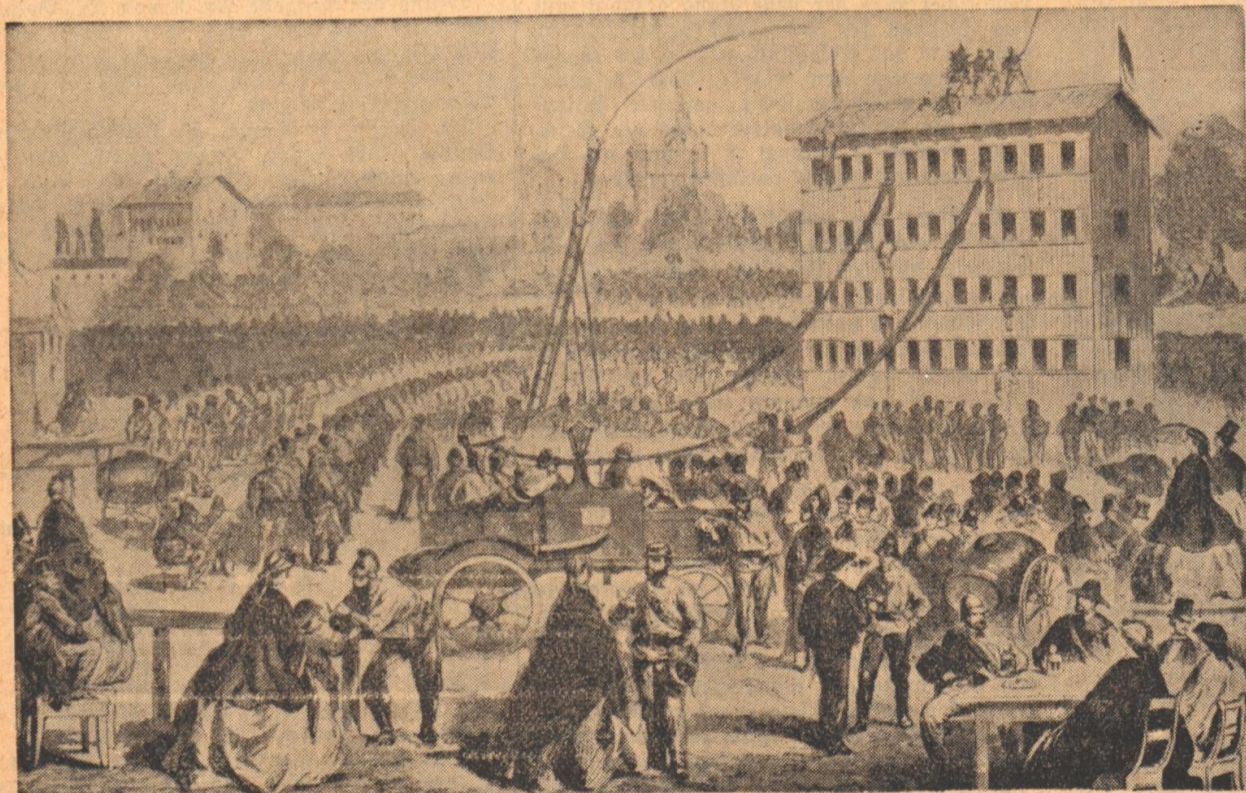
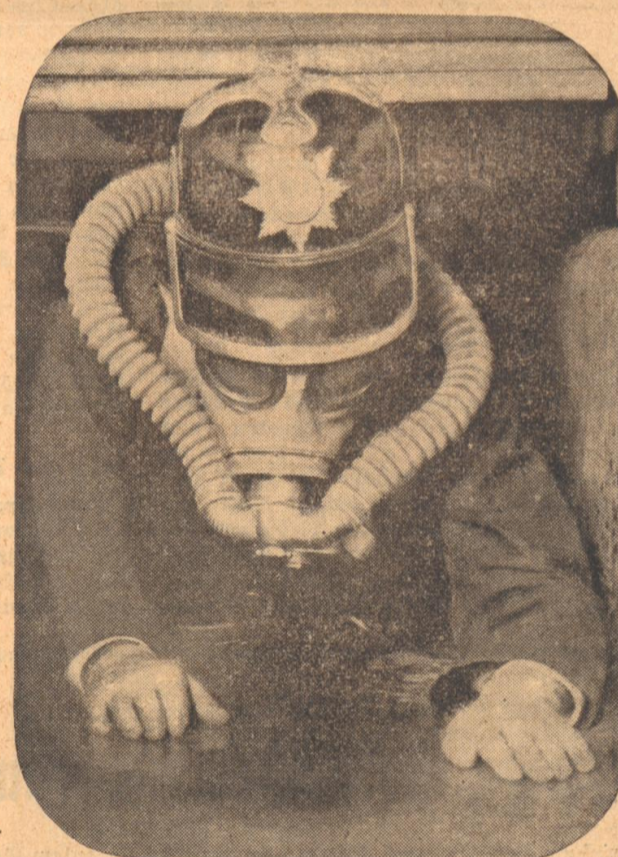
Rechts oben: Kletterübungen am modernen Leitergerüst.



Aufnahmen: Erich Bauer (5)
Ansmannarchiv (2)



Rechts:
Das Löschgespenst! Feuerwehrmann mit Gasmasken.



Feuerwehr zur Zeit unserer Großväter: Ein Bild vom großen deutschen Feuerwehrtag zu Leipzig im August 1865. Nach einer zeitgenössischen Darstellung in der „Illustrierten Zeitung“.

Aus Notgemeinschaft der Bauern und Bürger im Mittelalter geboren, haben sich in Deutschland in Stadt und Land jene gemeinnützigen Organisationen gebildet, die heute unter dem Namen der Freiwilligen Feuerwehr zusammengefasst sind. Voll Opfermut und Einsatzbereitschaft leisten in ihnen wackere Männer Jahr aus, Jahr ein ihren Dienst im Kampf gegen eine der fürchterlichsten Naturgewalten. Gerade in den kleineren Städten und auf den Dörfern ist eine wirksame Bekämpfung der Feuersnot nur möglich, wenn die besten und gewandtesten Männer sich zusammenfinden, um Millionen deutschen Volksgenossen und zahllose Menschenleben vor der Vernichtung zu bewahren. Voll Achtung begrüßt daher die Gauhauptstadt heute in ihren Mauern die Abgesandten und Wehrmänner aus ganz Baden beim großen badischen Landesfeuerwehrtage.

Ein weiter Weg führt von den primitiven Hilfsmitteln früherer Jahrhunderte, in denen die Menschen trotz aller Tapferkeit oft machtlos dem Wüten des Elementes gegenüberstanden, bis zu unseren heutigen modernen Brandbekämpfungsmethoden. Mensch und Maschine können heute mit ganz anderem Erfolg eingesetzt werden als noch vor wenigen Jahren. Und wo, wie in den großen, über hunderttausend Einwohner zählenden Städten, neben oder an Stelle der freiwilligen Wehren eine moderne Berufsfeuerwehr ihren Standort hat, da werden in ganz besonderer Nähe — wie unsere Bilder zeigen — alle Mittel der Technik erfolgreich eingesetzt. Verschiedene verheerende Brände der letzten Jahre — zu-

legt die Katastrophe von Döschelbrunn — haben dazu geführt, daß im ganzen Reich die Völkgeräte einheitlich genormt wurden. Alle Feuerwehrschläuche in ganz Deutschland, alle Leitern und Geräte sind heute vereinheitlicht, so daß jeder freiwillig oder beruflich tätige Feuerwehrmann sogleich an jedem anderen Orte unseres Vaterlandes eingesetzt werden kann.

Zu welsch staunenswerter technischer Höchstleistung eine moderne Wehr kommen kann, beweisen einige Zahlenbeispiele aus der Tätigkeit unserer Karlsruher Wehr. Die Alarmzeit eines Völkzuges beträgt am Tage höchstens dreißig, in der Nacht höchstens vierzig Sekunden! Jeder Brandherd innerhalb eines Radius von zweieinhalb Kilometern kann in spätestens vier Minuten erreicht werden. Nach sechzig Sekunden gibt die moderne Motorspritze bereits Wasser durch die Schläuche. Die höchsten im Karlsruher Stadtgebiet zur Verwendung kommenden Feuerleitern von 30 Meter Höhe können in vierzig Sekunden in Stellung gebracht sein. Das sind Zahlen, die jedem Bürger ein Gefühl der Veruhigung vermitteln können und die beweisen, mit welsch außerordentlicher Tatkräft gerade in Deutschland die Bekämpfung eines der schrecklichsten Feinde der Menschheit, des Schadenfeuers, durchgeführt wird.

Wäge der heutige große Tag der badischen Feuerwehren mit seinen mannigfachen Darbietungen dazu beitragen, die Achtung vor einem der schönsten und schwierigsten Betätigungsbereiche des Gemeinlebens und Opfergeistes weiter zu stärken, vor dem der Feuerwehrtag.